Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 41 (1963-1964)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

A. Z. Zürich 1 Zürich 1 41. Jahrgang Nr. 8 Februar 1964 Achtmal jährlich

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Hanspeter Anderhub / Toni Lienhard (Uni) / Beat Glatthaar / Martin Lerch (Poly) Quästor: Jörg Geiger

Universitätsstraße 18, Zürich 6 / Telefon 47 75 30 Auflage 13 000 Redaktionsschluß Nr. 1: 30. April 1964

Druck und Versand: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstraße 21, Zürich 4

Inserate Dr. H. Dütsch, Bahnhofstraße 37 Zürich 1, Telephon 23 83 83

Hast Du eine Ahnung?

oder: das Versagen unserer Studentenschaften (Red.)

Als ich etwa ein Jahr an der ETH studiert hatte, wurde mir langsam klar, daß es hier eine Organisation gab, die nicht nur die Interessen der Studenten vertrat, sondern sich sogar als identisch mit der Studentenschaft betrachtete. Ich bemerkte, daß Dinge, die mir längst vertraut waren, wie die billigen und interessanten Filmvorführungen am Donnerstagabend, wie der Polyball und der poetisch-politische Zürcher Student, irgendwie etwas mit dieser Organisation zu tun hatten. So gewann ich mit der Zeit ein bescheidenes Bild ihrer komplizierten Struktur und entdeckte weitere Zusammenhänge: sie gibt das allseits bekannte Poly-Liederbuch heraus, orientiert die Studenten über interessante Veranstaltungen im Wochenkalender, verteilt ihnen gratis eine Vergünstigungsliste, von der ich jetzt fast täglich profitiere, und verwaltet Abbruchhäuser zur Linderung der Wohnungsnot.

Trotzdem fühlt sich fast keiner von uns als Glied dieser Gemeinschaft, nur wenige sind es, die sich unter gewaltigen Zeitopfern für all dies einsetzen. Die große Masse nimmt es als selbstverständlich hin, von der Arbeit dieser Kommilitonen, deren Aktivität sie leise belächelt, profitieren zu können. Früher waren die Korporationen Träger einer lebendigen akademischen Gemeinschaft. Sie haben, allzu starr an den alten Formen festhaltend, sich der neuen Zeit nicht anzupassen vermocht und sind eine etwas verstaubte Reliquie aus dem letzten Jahrhundert geworden. An der ETH haben die Fachvereine in einem gewissen Sinne ihre Rolle übernommen. Doch auch sie haben mit den steigenden Studentenzahlen ihre Verwurzelung unter den »gewöhnlichen« Kommilitonen verloren. Der Großteil hat nur ein Ziel: möglichst rasch das begehrte Diplom zu erlangen, der zukünftige Beruf ist ihm alles, das Sein als Student bedeutet ihm nichts. Nur eine Minderzahl nimmt teil am Leben des Vereins und fühlt sich verantwortlich zur Gemeinschaft.

Es gilt dieses Verantwortungsbewußtsein zu wecken. Schon lange hat sich die Studentenschaft im VSETH eine moderne Organisation mit Parlament, Exekutive und Kommissionen gegeben. Die modernen Mittel der Kommunikation hat sie bis jetzt verschmäht. Der Zürcher Student ist ein Blatt für verkappte Poeten, manchmal erscheinen ellenlange offizielle Reden und langweilige Artikel. Gezielte »public relations« sind eine unbedingt erforderliche Maßnahme zur Behebung dieses Uebelstandes. Einsam arbeitet heute der Vorstand, sich selbst überlassen wird im DC viel geplaudert.

Auch die intensivste Propaganda wird nur wenig nützen. Die Arbeit der Aktiven ist wenig attraktiv. Sie verwalten mehr, als daß sie regieren. Weshalb? Die Traditionslosigkeit und das ewige Auf und Ab der studentischen Organisationen ist geradezu sprichwörtlich geworden. Jeder neu Gewählte fängt wieder von vorn an, unbekümmert und losgelöst von den Anstrengungen und Zielen seines Vorgängers. Neue Ideen und Vorschläge werden geboren, und neue Vorstöße gewagt. Herzlich wenig davon wird tatsächlich ausgeführt. Es ist erstaunlich, daß trotzdem noch so viel geleistet wird. Diese Unzuverlässigkeit hat dazu geführt, daß beinahe alle studentischen Werke in staatlich-hochschulstudentische Gremien mit bezahlten Sekretären usw. umgewandelt wurden. Der VSETH delegiert nur noch seine Vertreter an Generalversammlungen und Vorstandssitzungen.

Ist der Student wirklich so unzuverlässig und deshalb unwürdig, eine größere Verantwortung zu tragen? Wenn es an seiner Eigenschaft als Student läge, wäre es widersinnig, ihm ein oder zwei Jahre später einen verantwortlichen Posten in der Industrie, als Lehrer, Pfarrer usw. zu übertragen. Dann plötzlich ist er erwachsen und wird für voll genommen. Es ist vielmehr die mangelnde Zeit, oder etwas schöner ausgedrückt, die Unvereinbarkeit von sorgfältigem Studium und verantwortungsbewußter studentischer Arbeit. Das Verständnis der Eltern und Stipendiengeber dafür, daß auch das Mitarbeiten in der Gemeinschaft zum Studieren gehört und dem filius etwas nützen könnte, ist minim. Dazu gibt es nur eine Lösung: Entschädigen wir den paar Kommilitonen auf den wichtigsten Posten ihre normalen Lebenskosten! Dann werden sie ihre ganze Kraft dafür verwenden können. Die Studentenschaft leistet etwas, das Ansehen bei Schule und Behörde, das Interesse bei den Studenten steigt. Wir haben uns nicht mehr über ein mangelndes Gemeinschaftsgefühl zu beklagen.

Kompaß

Unpolitische Eindrücke einer Polenreise

Im Nachtzug Wien-Warschau, der in großem Tempo die eintönige mährische Landschaft durchquert, sind recht wenig Leute. Wir haben zu zweit ein eigenes Abteil und legen uns, nachdem wir glauben, nun von den unzähligen Zoll- und Militärbeamten genügend gestört worden zu sein, bequem nieder, um zu schlafen. Da hält der Zug in Breslav, und sechs tschechische Arbeiter besteigen unser Abteil. Nur ein Minimum von Zeit verhalten sie sich uns gegenüber reserviert, dann aber kreist eine Weinflasche: Freude der Tschechen darüber, daß wir Schweizer sind: ja einer von ihnen zeigt uns stolz seine Schweizer Uhr, auch Schokolade kennen sie, letztere können wir ihnen sogar anbieten. Später, nach langen Verhandlungen, wird der Wein aus der großen Korbflasche in Literflaschen umgegossen und einander gegen Geld verkauft, im Abteil entsteht darüber großer Betrieb und eine erhebliche Sauerei, floß doch der Wein statt in die Flaschen hauptsächlich auf den Boden. Dann aber fangen endlich auch die Arbeiter an zu schlafen; außer einem, der ein endloses Selbstgespräch führt, hört man nur noch das monotone Rattern des Zuges.

Es ist fünf Uhr morgens und noch stockfinster, als der Zug in Zebriodowice, an der polnisch-tschechischen Grenze hält. Hier müssen wir aussteigen und sollen von den polnischen Studenten abgeholt werden. Verlassen stehen wir da, leicht schlotternd, mit dem bitteren Geschmack der durchwachten Nacht im Munde. Der Bahnhof besteht nur aus einem riesigen Geleisefeld, düster und tot sieht diese nur mit wenigem abgestandenen Schnee bedeckte Weite aus, nur irgendwo in der Ferne ein Hochkamin mit einem rotleuchtenden Sowjetstern darauf. Wir suchen das Bahnhofgebäude und finden endlich eine hölzerne Baracke, wo in einem überheizten Raum eine alte Frau warmes gezuckertes Bier an uniformierte Beamte ausschenkt. An einer Wand dieser Baracke hängt die Photographie des Projektes eines neuen, modernen, großzügigen Bahnhofgebäudes, das diese Baracke ersetzen soll. In zwei Jahren wird es stehen, wir glauben es, denn in Polen geht die Entwicklung rasend schnell. Vorläufig tönt aus einem Lautsprecher Jazz, Glenn Miller oder so, was den Eindruck des improvisierten Bahnhofs noch verstärkt. Nach vier Stunden Wartezeit werden wir von einer charmanten jungen Polin abgeholt ...

Es ist Sonntagmorgen. Aus der Kirche des kleinen Bauerndorfes Konjakov strömt eine endlose Schlange schwarzgekleideter Menschen. Uns dünkt, es seien mehr Leute, als überhaupt in diesem Dorfe leben. Die polnischen Studenten machen mit uns einen Spaziergang über die Waldhügel zu einem Maler. Wir warten vor dem mitten im Walde gelegenen Atelier, bis das kleine, 79jährige Männlein mit seinen stechenden Augen hinter einer randlosen Brille ebenfalls aus der Kirche kommt. In seinem Atelier erklärt er uns dann in weinerlichem Deutsch seine Bilder, keine große »Kunst«, sondern naiv, Bauernmalerei. Ein riesiges jüngstes Gericht sticht hervor, wir würden es kitschig nennen, aber in dieser Waldlandschaft darf es wohl nicht anders sein. Der Maler erklärt, daß er seine Bilder heutzutage nicht mehr verkaufen könne, da sie alle religiöse Themen haben, und er, wie er sagt, kein »Parteigenosse« sei, daß er vom Staat aber trotzdem eine kleine Pension beziehe, 200 Zloty oder so.

Wisla ist ein größeres Wintersportzentrum, am Oberlauf der Weichsel gelegen. Es ist zu dieser Zeit sehr bevölkert, viele Menschen, hauptsächlich junge Leute, promenieren die Hauptstraße auf und ab. In den Kaffeehäusern herrscht polnischer Après-Skibetrieb: junge Mädchen mit hohen Frisuren und bemalten Augenbrauen, Soldaten in braun-grüner Uniform, Kellner im Frack, Silvesterdekorationen, dazwischen irgendwo ein geschmückter Christbaum – die Instrumente einer Band stehen herum, die Leute trinken Kaffee oder chemischen Sirup aus hohen Kelchen. Später sehen wir uns das Schwimmbad an: modern aber schlecht bewachsen, den Sportpalast, der für unsere Begriffe einer altmodischen Turnhalle gleichkommt, worin aber eifrig und konzentriert für die Winterolympiade trainiert wird. Irgendwo sieht man auch eine große Sprungschanze; auch einen Skilift soll Wisla besitzen. Die Kleider und Kostüme der Leute machen, obwohl sie elegant sind, fast zu elegant, einen armseligen Eindruck, denn man sieht ihnen die geringe Qualität der Stoffe an.

Silvester ist in Polen eines der größten Feste, denn je mehr die kirchlichen Feiertage an Bedeutung verlieren, desto mehr gewinnen die weltlichen. Unsere Studenten haben in Konjakov das Schulhaus festlich dekoriert; mit wenig Aufwand wird ein guter Effekt erzielt. Die Studenten haben ihre Mädchen aus den Städten nach Konjakov kommen lassen, mit ihnen lachen und tanzen sie, trinken Wodka und sehen dabei anspruchslos, aber glücklich aus. Um zwölf Uhr werden die Gläser erhoben, man trinkt auf die Freundschaft Polens mit der Schweiz und meint es tatsächlich ernst. Und dann umarmen sich alle gegenseitig, rufen »Stolat« und singen wieder. Bis spät in der Nacht wird gefestet und sich daneben auf Neujahr gefreut, denn da macht man eine achtstündige Schlittenfahrt durch die endlosen Wälder und über die eisigen Hügel.

Ganz anders fühlt man sich, wenn man aus diesen Bergen in die riesige Industriestadt Katowice kommt. Die Straßen gleichen Schluchten zwischen Backsteinwänden; Massen von Fußgängern eilen dahin, mitunter sieht man auch eine vollbesetzte Straßenbahn. Den Himmel kann man nicht sehen, wird er doch von einer schwarzen Rauchwolke verhüllt. Autos hat es fast keine, vielleicht einige Taxis, die rücksichtslos durch die mit Menschen verstopften Straßen drängen, ein unendlicher Schmutz überall: auf den Trottoirs, den Häusern, auch auf den Kleidern und den Gesichtern der Leute. Sogar der nach dem Krieg neuaufgebaute Stadtkern macht bereits einen alten, trotz des regen Betriebes öden Eindruck.

Aber nach nur zwei Stunden Bahnfahrt findet man in Krakau das genaue Gegenteil. Diese

Ein polnischer Kommilitone, Heini Wellmann und Mathis Rapp in ihrer Kulik-Ausrüstung.

Bei anstrengender Diskussion über ideologische Probleme.

Der Fingerzeig

Aber eine Mahnung muß ich aussprechen. Es bleibt nicht viel Zeit. Gegenwärtig haben wir eine Atempause. Die Kanonen schweigen, der Kampf hat aufgehört, aber nicht die Gefahr. Wenn wir die Vereinigten Staaten von Europa oder etwas Aehnliches schaffen wollen, müssen wir jetzt anfangen.

(Aus der Rede Churchills, gehalten am 19. September 1946 in der Universität Zürich.)

Polenreise im Sommer 1964

Die Polenreise findet vom **24. August bis 14. September** statt.

Reiseroute: Zürich–Arlberg–Wien–Danzig, Badeaufenthalt an der Ostsee, Masurische Seen–Warschau–Pieninie Gebirge–Hohe Tatra–Krakau (historisch-kulturelle Stadt), Glivice (mit einer Hochschulbesichtigung), Katowice (Industriestadt), Rückfahrt über Wien.

Kosten: Fr. 570.—, alles inbegriffen, inkl. Fr. 5.— Sackgeld im Tag.

Teilnahmeberechtigt sind in erster Linie alle Mitglieder des VSETH, d. h. sämtliche Studierende an der ETH.

Teilnahmebedingungen: Du mußt dich bereiterklären, dich beim Besuch polnischer Studenten in der Schweiz (zirka 5. bis 30. Juli) für zwei bis drei Veranstaltungen (Exkursionen usw.) zur Verfügung zu stellen.

Ebenso mußt du an einem zweitägigen Seminar teilnehmen: Dies ist zur allgemeinen Orientierung und Diskussion vor der Abreise nach Polen.

Anmeldung bis Semesterschluß, 29. Februar, in Blockschrift auf untenstehendem Talon auf dem VSETH-Sekretariat, Tannenstraße 11.

Anmeldetalon für die Polenreise

Name

Vorname

Studienadresse mit Telephonnummer

Heimadresse mit Telephonnummer

Abteilung und Semesterzahl

alte, noch fast mittelalterliche Stadt ist im Kriege unversehrt geblieben. Ringförmige Parkanlagen umgeben die Altstadt, die mit ihren unzähligen Kirchen, engen Gäßlein und gemütlichen Wirtshäusern gleichsam von einem großen, auf einem Hügel über der Weichsel gelegenen Schloß beherrscht wird. In der Mitte der Stadt mündet das Gewirr der Gäßlein auf einen riesigen quadratischen Platz, auf dessen einer Seite die wunderbare Kathedrale steht, auf den andern Seiten die Bogengänge, dahinter sich die vielen kleinen Kaufhäuser verstecken. In dieser Kulturstadt mag man den ganzen polnischen Sozialismus vergessen, er hat da einfach keinen Platz und gemahnt einen an etwas Unwirkliches oder mindestens gänzlich Fremdes.

Krakau besitzt einige Universitäten, und damit, was in Polen zu jeder Universität gehört, einige Studentenklubs. In einem solchen Studentenklub, mitten in der Altstadt, verbringen wir mit unsern polnischen Freunden den Abend. Das Lokal, obwohl gotischer Architektur, ist modern dekoriert, tachistische Plakate verdecken die Wände, eine Studentenband spielt Twist, was allerorts eifrig getanzt wird. An einem Nachbartischlein hören wir gebrochenes Englisch, merken erst später, daß es zwei Polen sind, die da versuchen, auf englisch zu konversieren. Unsere Freunde erklären uns: Purer Snobismus. Also auch in Polen.

An einem Abend sind wir bei einer polnischen Chemiestudentin, zum Nachtessen eingeladen. Aus dem engen Treppenhaus kommen wir direkt in die winzige Küche, dahinter das einzige Zimmer der vierköpfigen Familie liegt. Dieses ganze altmodische und ärmliche Zimmer ist an den Wänden mit Heiligenbildern geschmückt, aber es fehlt alles, was irgendwie auf Kultur schließen lassen könnte. Und da verstehen wir den tragischen Grund, der so viele Studenten zum Kommunismus treibt; ja diese direkt zum Träger des Regimes macht: Aus Arbeiterfamilien stammend, werden sie in Armut, aber religiös erzogen, bis zum Moment, da der Staat ihnen Bildung gibt, Bildung, Stipendien, Aussicht auf ein Hochschulstudium. Und da vollzieht sich der Bruch: Das Altmodische, Armselige, gleichzeitig aber auch das falsch verstandene Religiöse wird verworfen, man öffnet sich dem Fortschritt, verschreibt sich der Idee des Kommunismus als Mittel zum Wohlergehen des ganzen polnischen Volkes, das von ihnen über alles geliebt wird.

Mathis Rapp

Brief an einen Polystudenten oder Die akademische Freiheit an der ETH

Lieber Freund und Mitstudent,

Herzlichen Dank für Deinen netten Brief. Er hat mich ganz besonders gefreut, nicht nur weil Du als gewöhnlicher Student regen Anteil am Leben und Treiben der Studentenschaft zu nehmen scheinst, sondern auch weil Du Deine wertvollen Gedanken Deinen Kollegen, die sich von Amtes wegen damit beschäftigen müssen, mitteilst. Mögen noch viele Kommilitonen Deinem Beispiel folgen.

Du zweifelst, ob meine in der Rede zum Jubiläum des VSETH geäußerte Ansicht richtig sei, daß das weitverbreitete Mißbehagen der ETH-Studenten weniger vom streng geregelten Studienbetrieb herrühre als vielmehr vom Unvermögen vieler Kommilitonen, infolge Zeitmangels all die Uebungen, Praktikums- und Studienarbeiten allein, selbständig und gründlich durchgearbeitet zu lösen. Du bist dagegen der Ansicht, daß das beinahe völlige Fehlen der akademischen Freiheit schuld an der Misere sei. Nur der Uebergang zu einem liberaleren System könne das Poly davor retten, in wenigen Jahren nur noch eine gänzlich veraltete und verknöcherte Fachschule zu sein. Damit wäre auch das Problem der Ueberlastung der Studenten gelöst, da dann jeder die Dauer seines Studiums weitgehend selbst bestimmen könnte. Dann würden wir zu selbstverantwortlichen Akademikern und nicht zu Zwangsbüfflern ohne eigene Initiative erzogen.

Wenn auch Deine Vorwürfe zum Teil nur zu berechtigt sind und Deine Idee einer Technischen Universität mit einem freiheitlicheren Studium auf den ersten Blick bestechend sein mag, muß ich dennoch schwere Bedenken anbringen: Die Begründer der ETH haben die akademische Freiheit mit einem festen Lehrplan, Vordiplomprüfungen und obligatorischen Uebungen und Praktika bewußt stark eingeschränkt. So werden wir gezwungen, die Vorlesungen in der richtigen, logischen Reihenfolge zu nehmen. Im naturwissenschaftlich-technischen Gebiet ist ein ersprießliches Studieren nur möglich, wenn man in gewissen Fächern auf schon Erlerntes aufbauen kann. Für das Grundstudium der ersten vier Semester ist es sicherlich eine der besten Lösungen, wenn alles genau vorgeschrieben ist. Auch die Mediziner müssen ja bekanntlich ihre vorklinischen Semester in ähnlicher Weise absolvieren.

Doch zwei Umstände haben sich mit der Zeit wesentlich verändert: Zum ersten ist die Zahl der Studenten um vieles größer als früher. Der persönliche Kontakt mit dem Dozenten ist weitgehend verlorengegangen. Wie heute noch an kleineren Abteilungen, wie die der Landwirtschaft, wurden die Studenten auch als Menschen geachtet. Persönliche Qualitäten, die später im Leben und Beruf eine ebenso große Rolle spielen wie das reine Wissen, wurden gepflegt. Wenn wir heute den Kontakt mit dem Dozenten nicht suchen, obschon er Sprechstunden ausgeschrieben hat (die allerdings recht selten zur tatsächlichen Benützung empfohlen werden), so ist dies eine gewisse Scheu vieler davor, den so mit Arbeit überlasteten hohen Professor oder gar Vorsteher auch noch mit ihren »kleinen« Problemen zu beanspruchen. So behalten sie sie lieber für sich. Noch verständlicher wird diese Haltung, wenn es sich um Angelegenheiten handelt, die dem Dozenten nicht nur angenehm sein könnten. Keiner möchte sich exponieren, es könnte ihm ja später bei einer Prüfung schaden.

Zweitens hat das Schulsystem der ETH – patriarchalisches Zwangssystem pflegst Du es zu nennen – bewirkt, daß die Lehrpläne immer mehr überlastet wurden. Daß mit wenigen Ausnahmen die Uebungen und Praktikaberichte auch dann noch rechtzeitig abgegeben wurden, wenn man wieder ein scheinbar wichtiges Fachgebiet hinzugesetzt hatte, gab den Maßnahmen recht. Man gab sich keine Rechenschaft darüber, daß nun einfach um so mehr abgeschrieben wurde. So kommen wir uns wie numerierte, denkende Roboter vor, die, auf Hochtouren laufend, ununterbrochen Praktikaberichte, gelöste Uebungen und Semesterarbeiten zu bestimmten unabänderlichen Terminen der gefräßigen ETH-Lehrmaschine abzugeben haben. Das wäre nicht von schlechtem, wenn nicht allzuoft selbst die Höchsttourenzahl nicht mehr ausreichte und wir zur geistlosen Kopiermaschine würden. Sind wir doch alle in diese Schule eingetreten, um etwas zu lernen. Welch unerfreuliches Gefühl, daß Selbständigkeit, Phantasie und Initiative für einen erfolgreichen Studienabschluß fast keine Rolle spielen!

Nun gut, Du kennst dies ebensogut wie ich. Doch glaube ich, daß es nicht das System an sich ist, das uns beim Studium an der ETH so bedrückt, sondern zur Hauptsache die oben angeführte Vermassung des Studienbetriebes mit der zwangsläufigen Vereinzelung des Studenten – gewiß teilweise auch eine Zeiterscheinung – und die zeitliche Ueberlastung von Professoren und Studenten. Es sind dies Nachteile, die nicht die Grundlagen unserer mit Recht weltberühmten Hochschule in Frage stellen. Sie können und müssen innerhalb der bestehenden Ordnung gelöst werden. Daß ich die Lösung teilweise in einer Studienverlängerung sehe, weißt Du schon. Vielleicht hast Du noch bessere Ideen. Teile sie mir mit, ich bin gespannt auf Deine Antwort, die Du mir auch mündlich überbringen kannst. Ich habe nämlich täglich – außer Mittwoch und Samstag – »Sprechstunden« von 12.00—13.00 Uhr auf dem Büro des VSETH, Tannenstr. 11. Mit den besten Grüßen wünscht Dir einen erfolgreichen Semesterabschluß

Heini Wellmann, Präsident VSETH

PS.

Unsere in letzter Zeit mit aller Deutlichkeit verfochtenen Ansichten über die zeitliche Belastung der ETH-Studenten wurden kurz nach der Abfassung des obigen Briefes von den Schulbehörden erhört. Sie sind allerdings aus verständlichen Gründen nicht bereit, das Studium zu verlängern, aber in einzelnen Abteilungen begründete Erleichterungen durchzuführen. Zu diesem Zweck kann jeder Fachverein dem Abteilungsvorstand eine gut fundierte Eingabe machen.

Etwa 80 verschiedene Berufe wirken bei der Schaffung eines neuen chemischen Produktes mit. Nicht nur der Chemiker, sondern eine grosse Arbeitsgemeinschaft steht ihm zu Gevatter. Allein in Forschung und Produktion beschäftigt die J.R. Geigy A.G. wissenschaftliche und technische Spezialisten aus zwei Dutzend Sparten. Neben den Chemikern aller Richtungen stehen Mediziner, Pharmazeuten, Apotheker, Biologen, Bakteriologen, Botaniker, Zoologen, Entomologen, Agronomen und Ingenieure mehrerer Disziplinen. Hinzu kommen Volkswirtschafter, Betriebswirtschafter und Juristen und weitere Leute mit Ideen, Sprachkenntnissen und Sinn für Team-work.
Eine solche Arbeitsgemeinschaft gewährleistet auch für die Zukunft neue Spitzenprodukte auf den Gebieten der Pharmazeutik, der Farb- und Gerbstoffe, verschiedener Industriechemikalien und der Schädlingsbekämpfung.

J.R. Geigy A.G., Basel

Geigy

A19

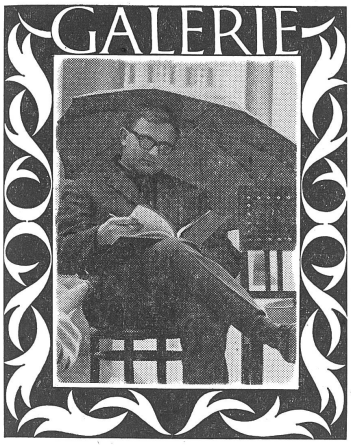
Gesundes Ausspannen!
Luft schöpfen!
«Coca-Cola» dazu!

Beglückendes Tanzen auf glitzernder Eisfläche. Eine elegante Pirouette, ein schneller Spurt – schrifff – stop... und ein «Coca-Cola». Das ist das Richtige. Wie das kühlt und wohl tut: Eis, frische Luft und «Coca-Cola» in vollen Zügen geniessen!

Denken Sie daran:
Für den grossen Durst
die Grossflasche!

Refresca AG Zürich
Konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

63 T/md



Wenn dich wo der Schuh drückt, wenn dir dein Zimmer zu ungemütlich oder gar gekündigt worden ist, dann bemühe dich um eine Audienz bei

Christoph Arni

Er ist tagsüber fast ohne Unterbruch im Arbeitsmantel hinterm Schalter an der Doktor-Faust-Gasse 9 anzutreffen, allerdings nicht unbedingt gleich zu sprechen: denn bestimmt stehen, wenn du kommst, schon mehrere Kommilitonen mit ihren Anliegen im Herzen vor ihm Schlange. Bald werden auch nach dir noch welche stehen, so daß du, wenn dann die Reihe an dich kommt, daran denken sollst: »Bitte das Gespräch auf 6 Minuten beschränken!« – Du kannst natürlich auch versuchen, per Telephon mit Christoph Kontakt zu bekommen; die Linie ist zwar oft besetzt, aber, wenn du Glück hast, bekommst du ihn so am ehesten und hast dazu, wenn du ihn einmal hast, den Vorteil, daß dein Gespräch nicht laufend von eintreffenden Telephonanrufen unterbrochen wird! Für Erfahrenere und Kenner der Räumlichkeiten noch im Vertrauen ein Hinweis: Am raschesten kannst du Christoph sprechen, wenn du dich ins sog. »hintere Büro«, also ins Uniball-Büro begibst und dort lauschend wartest, bis Christoph vorne den Telephon-Hörer einhängt: dann greifst du sofort zum dortigen Apparat, stellst die Nummer des vorderen Büros ein: und hast ihn!

Christoph Arni also ist der beschäftigtste und auch geschäftigste Mann unserer Studentenschaft, gegenwärtig Präsident der Wohnbaukommission und der Uniballkommission (diesjähriger und vorletztjähriger Uniball-Präsident, dazu früher Leiter der Zimmervermittlungsstelle sowie dreimal Präsident der Kerzenaktion und anderes). Er muß alle erdenklichen Sorgen, Anfragen, Reklamationen, Bitten, Gesuche, Ansinnen entgegennehmen und bearbeiten, Häuser mieten, vermieten, verwalten, möblieren, überwachen, durch einen unendlichen administrativen Kleinkram sich pflügen: Wenn er's nicht täte, wer täte es?! – Und um es tagsüber tun zu können, muß er nachts noch Geld verdienen gehen: als Nachtportier in einem Zürcher Hotel, wo er von hinter der Theke mit geübtem Auge die echten Ehepaare von den unechten zu unterscheiden weiß.

Bei alledem – wenn auch gelegentliche Nekkereien der Hilfs- und Plaggeister an der Doktor-Faust-Gasse ihn an den Rand seines behäbigen Temperaments bringen können – bleibt sein Wesen meistens sonnig und sein Gesicht fröhlich und rund, so wie man es auf unserem Bilde sieht, welches Christoph bei einer WoKo-Propagandaaktion zeigt (vgl. den »Zürcher Studenten« vom letzten November). *schi*

Aus dem Tagebuch des SSR

15. Dezember 1963:

Unser Frühlingsprogramm ist heute aus der Druckerei gekommen. Zum ersten Mal in Zeitungsform. Wir sind vom alten Programm aus finanziellen Ueberlegungen abgekommen: fürs gleiche Geld können wir entweder 8000 Programm-Heftchen oder 25 000 Programm-Zeitungen drucken. Wir sind überzeugt, daß die äußere Form nicht ausschlaggebend ist, sondern daß der Inhalt das Interessante für unsere Kommilitonen ist. Es wurde uns zwar gesagt, daß das neue Format nicht geeignet sei, denn man könne es in den Vorlesungen nicht mehr lesen! Leider können wir da nicht stark entgegenkommen, denn auch wir haben manchmal Vitamin B nötig.

16. Dezember 1963:

SSR-Hausfest: zu diesem traditionellen vorweihnachtlichen Fest laden wir jeweils die studentischen Mitarbeiter, die Angestellten und die Vertreter der Verwaltung ein. Ein Höhepunkt erreicht unser Festchen immer dann, wenn um Mitternacht die Zapfen des »Vin mousseux« knallen. Doch dieses Jahr haben wir uns zu früh gefreut: um 12 Uhr stehen die Flaschen nicht mehr vor dem Küchenfenster, wo wir sie in Ermangelung eines großen Kühlschrankes hingestellt haben. Eine halbe Stunde später läutet das Telefon, und eine fremde Stimme sagt, vor dem Poly ständen 5 herrenlose Flaschen.

Ein Mitarbeiter findet die Flaschen tatsächlich vor dem Poly. Nun, eine Flasche steht noch auf der Seite für denjenigen, der uns einen Typ gibt, wie die Flaschen vors Poly gelangt sind.

24. Dezember 1963:

Als Geschäftsführer des SSR kann man sich wenigstens nicht beklagen, daß man nicht auf dem laufenden gehalten werde: wir sitzen gerade um den Christbaum zuhause, als ein Telefon von Leysin kommt: Man müsse mir mitteilen, daß ab sofort unsere Sportbillette auf dem Autobus des Dorfes nicht mehr gültig seien.

Nach einer halben Stunde eifrigen Telefonierens haben wir wenigstens erreicht, daß wir unsere Abonnements um Fr. 4.– billiger verkaufen können.

28. Dezember 1963:

64 Studenten fahren nach Paris. Eine Rekordbeteiligung an unserer Neujahrsreise!

6. Januar 1964:

Das neue Jahr beginnt mit einem »Gut zum Druck, Auflage 38 000« für die »Student Hostel and Restaurant List 1964«. Ab 1. Februar wird sie bei uns erhältlich sein, wie immer zum Preis von einem Franken. Wir verraten dir von der neuen Ausgabe nur so viel: Noch mehr Hotels in der ganzen Welt und noch mehr Hinweise über Vergünstigungen sind darin enthalten.

15. Januar 1964:

Operators Meeting in London: Nein, wir sind weder anglikanisiert noch wollen wir unsere Englischkenntnisse zeigen: Operators ist ganz einfach der Fachausdruck für diejenigen Studentenreisebüros, die irgendwelche Transporte für Studenten organisieren.

Wir versuchen erstmals, unsere Saison bis in den Oktober hineinzuziehen. Wir hoffen, daß wir dadurch allen jenen Studenten einen Dienst erweisen, die ihre Ferien eher gegen das Ende der Semesterferien machen.

Es zeigt sich an diesem Meeting, daß der SSR nicht mehr, wie in früheren Jahren, gewisse Monopolstrecken besitzt. Zum Beispiel Athen-Flüge: Noch vor 3 Jahren waren die Basel-Athen-Flüge die einzigen Studentenflüge nach Griechenland. Heute organisieren England, Deutschland, Holland und Frankreich ihre eigenen Flüge. Wir hoffen jedoch, daß eine vermehrte Teilnahme der Schweizer Studenten auf diesen Flügen den Ausfall der Ausländer wiedergutmacht.

29. Januar 1964:

Wir sind an der Vorbereitung unseres Sommerprogrammes, das am 15. Februar erscheinen wird. Doch bis dahin gilt es noch, das Frühlingsprogramm richtig publik zu machen. Einige Veranstaltungen sind schon ausverkauft, doch auf allen Touren können wir dir noch Plätze reservieren. Durch deine frühzeitige Anmeldung ermöglichst du uns, eine Veranstaltung eventuell doppelt zu führen: 5 Wochen vor der Abfahrt können wir noch genügend Hotels finden, 14 Tage vorher sind wir zur Untätigkeit verurteilt. Somit also: Plane deine Semesterferien schon jetzt. Unser Frühlingsprogramm gibt dir eine reiche Auswahl. Falls du es noch nicht gesehen hast, haben wir noch ein Exemplar für dich am Schalter: SSR, Leonhardstr. 19, Zürich 6, Tel. (051) 47 30 00. *Klaus Kocher*

Internationaler Studentenaustausch für Ferienpraxis im technischen Bereich

Seit dem Sommer 1948 haben Zehntausende von Studenten technischer und naturwissenschaftlicher Richtung aus 30 Ländern durch Vermittlung der IAESTE (International Association for the Exchange of Students for Technical Experience) ein Ferienpraktikum im Ausland absolvieren können. Die Schweiz war seit der Gründung mit dabei und unterhält an der ETH ein ständiges Sekretariat. Letztes Jahr gingen 222 Studierende der ETH, der schweizerischen Universitäten und der Technika für 8 bis 12 Wochen in ausländische Betriebe, während 272 Ausländer in der schweizerischen Industrie arbeiteten. Alle erhielten für die Dauer des Praktikums eine für den Lebensunterhalt ausreichende Entschädigung, während die Reisekosten in der Regel vom Studenten selbst zu tragen sind. Es wird darauf geachtet, daß die angebotene Tätigkeit mit den Studieninteressen des Praktikanten übereinstimmt.

Studierende, die Zeit und Lust haben, ihre theoretische Ausbildung durch ein Praktikum im Ausland zu ergänzen, müssen sich jeweils schon im November des Vorjahres beim Praktikantenamt der ETH einschreiben, welches daraufhin den Bedarf den andern Mitgliedstaaten der IAESTE meldet. Für 1964 hat vom 13. bis 18. Januar in Luzern bereits die alljährliche Austauschkonferenz stattgefunden, an der über 7500 Praxisangebote den Besitzer wechselten. In den Arbeitssitzungen wurde den Beitrittsgesuchen von vier neuen Ländern, nämlich Chile, Kolumbien, Japan, Sudan, sowie der Amerikanischen Universität Beirut zugestimmt. Um den Praktikantenaustausch mit außereuropäischen Ländern zu fördern, soll beim Generalsekretariat der IAESTE eine Clearingstelle geschaffen werden, deren Aufgabe es sein wird, kurzfristige Praxisangebote so zu kombinieren, daß Studenten aus weit entfernten Ländern ein längerer Aufenthalt in Europa ermöglicht wird. Außerdem sollen Anstrengungen unternommen werden, um für die Praktikanten bei der Reise zum und vom Praxisort ermäßigte Taxen zu erwirken.

Die IAESTE hat bei ihrer kürzlichen Jahrestagung bewiesen, daß sie nicht auf ihren Lorbeeren auszuruhen gedenkt, sondern den Austausch im Interesse der Studenten und der internationalen Verständigung weiter ausbauen und vervollkommnen will.

Größte Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
- Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektorinnen auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

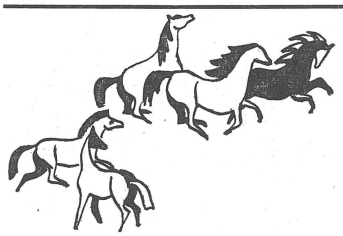
erspart Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und macht uns weit und breit zur preiswertesten Spezialdruckerei für Dissertationen

VERLAG P. G. KELLER WINTERTHUR
Büro nur in Zürich-Witikon:
Im Brächli 15–17
051 34 96 66, 47 22 24 und 24 10 03

Theater am Hechtplatz

im Februar	Uraufführung **»Von Luft u. Liebe«** Komödie von Leo Nadelmann mit Dorit Fischer, Rose Marie Ritter, Hellmuth Hron, Johannes von Spallart, Maximilian Wolters
im März	Wiederholung des erfolgreichsten Gastspiels der letzten Saison **DIMITRI** der Clown von Ascona (wochenlang ausverkauft)
im April	**Alfred Rasser** in seinem neuen Soloprogramm **»Stop Schwyz«** (nach großem Erfolg in Basel endlich wieder einmal in Zürich)

Täglich 20.30 Uhr. Legi an der Abendkasse ab 19 Uhr Ermäßigung.



Interessierst Du Dich für eine Hochschulmeisterschaft im Reiten?

Lang ist's her, seit zum letzten Mal eine Hochschulmeisterschaft im Reiten organisiert wurde. Aber die ARS (Akademische Reitsektion des ASVZ) gedenkt nun **diesen Sommer** (an einem Samstag anfangs Juli) auf einem Parcoursplatz bei Zürich eine solche Meisterschaft durchzuführen, sofern sich genügend Interessenten finden lassen. Es werden zwei Parcours organisiert:

1. Leichter Parcours über niedrige Hindernisse, mit Bewertung der Fähigkeiten des Reiters.
2. Springparcours ca. Kat. L.

In einem »Eignungsreiten« zu Beginn der Meisterschaft sollen die Reiter auf die richtigen Parcours verteilt und ganz Unfähige ausgeschieden werden.

Die **Bewertung** erfolgt durch eine Jury, bestehend aus drei vom Schweizerischen Pferdesport-Verband anerkannten Richtern.

An der Zürcher Hochschulmeisterschaft soll der beste Reiter erkoren werden. Es ist ein sportlicher Anlaß, an dem sich alle studentischen Reiter, die an einer der beiden Hochschulen eingeschrieben sind, beteiligen können. Die ARS hofft, daß sich namentlich alle guten Reiter, die möglicherweise auch über Privatpferde verfügen, beteiligen werden.

Aber auch für andere wurde vorgesorgt: Die ARS organisiert im Sommersemester in verschiedenen Reitanstalten Zürichs **Trainingskurse.** Jeder Student, der Mitglied der ARS ist oder wird, kann sich hiezu anmelden. Erweist sich der Teilnehmer eines solchen Kurses als genügend fähig, so wird er sich mit dem von ihm im Kurs gerittenen Pferd an die Meisterschaft begeben können.

Um eine gute Organisation gewährleisten zu können, sollte die ARS, da sie sich nicht auf Erfahrungszahlen stützen kann, vorerst eine möglichst umfassende **Interessentenliste** aufstellen können. Definitive Anmeldungen werden erst im Sommersemester nach genauerer Orientierung gesammelt. Die ARS bittet deshalb alle Interessenten, den unten angefügten Abschnitt genau auszufüllen und möglichst bald, spätestens aber bis Ende März, einzusenden an Christoph Sautter, Seestraße 214, Küsnacht ZH.

PS. Zur Beantwortung allfälliger Fragen stehen gerne zur Verfügung: Christoph Sautter, Seestraße 214, Küsnacht ZH, Telephon 90 12 56; Reinhard von Meiß, Kirchgasse 33, Zürich 1, Telephon 47 51 36.

Ich interessiere mich für die Teilnahme am Trainingskurs der ARS ja / nein

mit Privatpferd / mit Pferd aus Trainingskurs

am leichteren Parcours / Meisterschaftsparcours

Meine Reitfähigkeiten sind m. E. gut / mittel / mäßig

Ich bin Inhaber einer Lizenz ja (Dressur / Springen) / nein
(Unzutreffendes bitte streichen.)

Name

Vorname

Alter

Studienadresse

Telephon

Heimadresse

Telephon

Fakultät resp. Abt.

Semester

Unterschrift

Bemerkungen

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezialgeschäft mit der großen Auswahl und dem eigenen Reparaturservice

Electras im Zentrum von Zürich Talacker 34 (Kaufleute), Tel. 27 61 44

Electras

SAB

Dein Einkauf Dein Preis Dein Laden

Im Studheim und Clausiusstr. 35

español

Spanisch lernen Anfänger und Fortgeschrittene erfolgreich an der ersten schweizerischen Sprachschule für Ausländer in Spanien (gegr. 1953):

Academia Suiza Dr. Schmid (Leitung Dr. José Schmid) Internationale Beteiligung – internationales Niveau – internat. Ruf – Keine Altersgrenze

Intensive 3- bis 9monatige **Diplomkurse:**
9. 1.–28. 3., 3. 4.–27. 6., 3. 7.–27. 9., 3. 10.–21. 12.

Ferienkurse 1964: 2. 3.–1. 5. und 10. 8.–27. 9.

Nur spanische Lehrkräfte mit Universitätsbildung. Eigene Lehrmittel. Studentenwohnheime. Konversationspartner. Vergünstigungen für Tennis und Reiten. Lichtbildervorträge. Studienfahrten.

Gehen Sie in Spanien nicht an irgendeine Schule! Ziehen Sie Erkundigungen ein! Wir verfügen über erstklassige Referenzen auf der ganzen Welt.
Die Academia Suiza ist die führende Spanisch-Schule in Barcelona, dem Wirtschaftszentrum Spaniens.

academia suiza
Calle Reus 20 Barcelona

Hier abtrennen und einsenden an das Auslandssekretariat der Academia Suiza:
Suizac, Saistraße 39, Winterthur 1 (Tel. 2 48 23)
Senden Sie mir unverbindlich Ihren Prospekt.
Name und Adresse

23

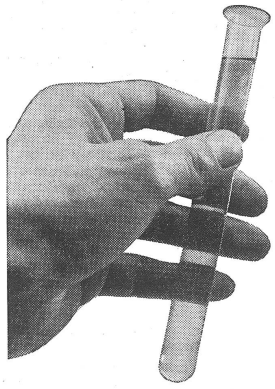
Bekannt für Qualität

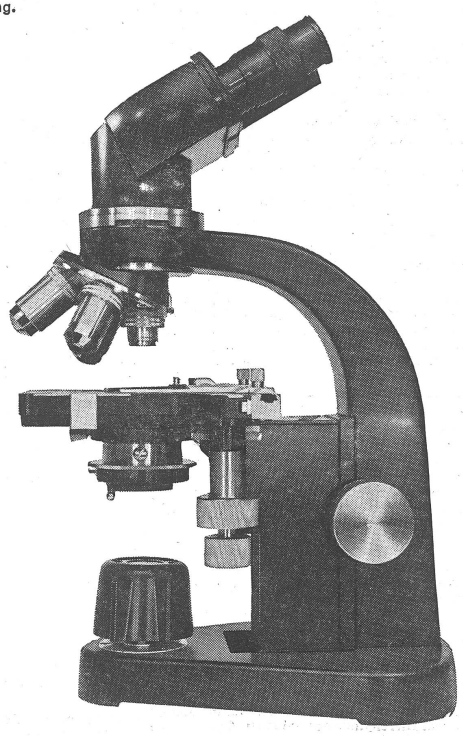
W. Koch Optik AG Zürich

Leitz-Mikroskop SM

Das Mikroskop neuester Bauart für monokulare und binokulare Beobachtung. Die tiefliegende, bequeme Einknopfbedienung für Grob- und Feineinstellung bietet eine sichere und schnelle Einstellung des mikroskopischen Bildes. Das geeignete Instrument für Studium und Forschung.

Bahnhofstrasse 17
Telefon 051 / 25 53 50





Optik Mikro Foto Kino

SRO

Kugellager und Rollenlager

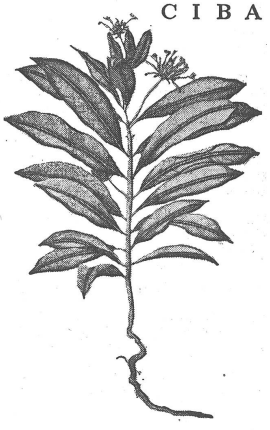
das Schweizer Präzisionsfabrikat für den gesamten Fahrzeug- und Maschinenbau

SRO Kugellager Verkaufsbüro Zürich
der Kugellagerwerke J. Schmid-Roost AG
Telefon (051) 25 89 66
Nüschelerstraße 31

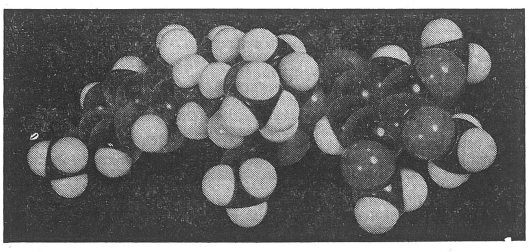
Lichtpausen
Plandruck
Offsetdruck
Photokopien
Dissertationen

Ed. Truninger
Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastraße 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40

CIBA



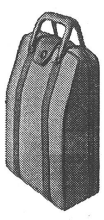
Die chemische Synthese hat in den letzten Jahrzehnten den Heilmittelschatz des Arztes um kühne Errungenschaften bereichert. Außer den künstlich hergestellten Präparaten schenkt aber die Medizin nach wie vor den Naturstoffen aufmerksame Beachtung. Kein Weg wird vernachlässigt, der zur Bekämpfung heimtückischer Krankheiten zu führen vermag. Und auch die CIBA beschränkt sich nicht auf die Synthese, sondern befaßt sich daneben in sorgfältigen Untersuchungen mit den Naturstoffen. So ist es in ihren Forschungslaboratorien gelungen, das Reserpin, ein Reinalkaloid aus der Rauwolfiapflanze, zu isolieren. Pharmakologische Analysen und ausgedehnte klinische Prüfungen haben die in diesen Wirkstoff gesetzten Hoffnungen bestätigt. Seit Jahrhunderten wurde die Rauwolfia in Indien als Volksheilmittel gebraucht. Der CIBA kommt das Verdienst zu, nach langwierigen Arbeiten dem Arzt einen chemisch definierten Naturstoff, der eine exakte Dosierung erlaubt, in die Hand gegeben zu haben. Unter dem Namen Serpasil findet dieser natürliche Wirkstoff in der Behandlung der Hypertonie und in der Psychiatrie Verwendung.
Ruf und Ansehen der CIBA in allen ihren Arbeitsgebieten beruhen auf Tradition und den Errungenschaften einer zielbewußten Forschung.

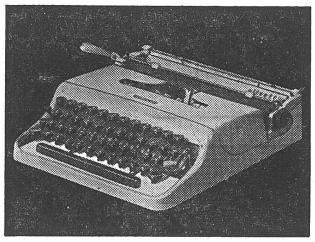


nur *Olivetti Lettera 22*

hat die wesentlichsten Vorteile einer modernen Büromaschine bei kleinster Dimension und geringstem Gewicht. Automatischer Setz - Tabulator, Segmentumschaltung, dreifache Zeilenschaltung, Anschlagregulierung, beidseitiger Wagen-Freilauf. Gewicht: 3,7 Kg. Höhe: 8,5 cm.

Fr. 338.-



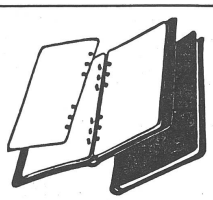


Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S. A. B.

OLIVETTI (SUISSE) S. A. Zürich 3 Steinstraße 21

Vor u. nach dem Kolleg eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen



BIELLA
Kolleg- und Taschenringbücher

mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich.

Die Jobsiade

von K. A. Kortum

Das zwölfte Kapitel handelt vom Empfang des Hieronymus als Hofmeister auf dem Schlosse des Herren von Ohnewitz, wie er sich bald die Freundschaft des jungen Herrn Barons erwarb und dadurch und durch die besondere Güte des Schloßherrn sich unvermerkt »in vielen nötigen Sachen« belehren ließ, so daß er schließlich, zusammen mit dem jungen Herrn Baron »nach Akademien ziehen« konnte, um dort die »Präparatorien« abzulegen.

Das dreizehnte Kapitel ist voll von den Erfolgen der beiden, die sie sich durch unermüdliches Studium erworben hatten. Besonders Hieronymus' Wissen war so unerschöpflich, daß ihm sogar die Professoren nicht mehr folgen konnten, und so die beiden mit den »lobevollsten Testimonia« versehen, nach Hause entlassen konnten.

Hieronymus ließ es sich nun gut ergehen. Davon handelt **das vierzehnte Kapitel.** Von seinem Hofmeistergehalt ersparte er sich jeweils noch soviel, daß er auch noch seine Mutter und Schwester Esther zu unterstützen vermochte und damit gleichzeitig einen Teil des Kummers, den er in seiner Jugend durch seinen liederlichen Lebenswandel der Mutter bereitet hatte, wiedergutmachen konnte ...

Im fünfzehnten Kapitel schickt ihm die Mutter einen langen Brief voller Neuigkeiten aus seiner früheren Umgebung, von seinen Schwestern, von seinem Bruder »mit dem häßlichen Weib«, von Herrn Schneller und vielen anderen mehr.

Im sechzehnten Kapitel wird beschlossen, zusammen mit dem jungen Baron eine Weltreise zu unternehmen. Dieses Projekt wurde jedoch durch den Tod des Herrn Pfarrers durchkreuzt, der völlig überraschend kommt und der dem Hieronymus endlich die Erfüllung seines langersehnten Wunsches, eine eigene Pfarre zu besitzen, bringt. Davon berichtet **das achtzehnte Kapitel** mit welchem wir uns wieder in den Text einschalten wollen:

»Ich gratuliere Ihm zur Ohnwitzer Pfarre!«
Hieronymus stand da vor Erstaunen wie ein Narre,
Und wußte nicht eigentlich, ob dies da
Aus gnädigem Spaß oder Ernst geschah.

Aber er ließ sich bald näher überführen,
Daß es Ernst sei mit dem Gratulieren,
Und für Spaß ihm hier nicht Not sei,
Sintemal der Pfarrer wirklich tot sei.

Nun überlege einmal der Leser mit kaltem Blute,
Wie da dem Hieronymus geworden zu Mute,
Als er so urplötzlich unverhofft da
Zum Pastor sich metamorphosiert sah.

Denn diese Pfarrei war einträglich und wichtig
Und trug jährlich ganz gewiß und richtig,
Ohne die Accidentien, rein
Blanke neunhundert Gulden ein.

Davon ließ sich nun sehr gemächlich leben,
Auch zum Sparpfennig etwas aufheben;
So daß sich kein Pfarrer im ganzen Land
So reputierlich als der Ohnwitzer stand.

Wenn etwa andere dorfgeistliche Herren
Sich von ihrem kleinen Dienstchen mußten kümmerlich nähren
Und bei Wasser, oder höchstens Kofentbier,
Krumm liegen und verdursten schier

Und kaum hatten, was sie am nötigsten brauchten,
Aus kurzen Tabakspfeifen ihren Kneller rauchten,
Und bei Sauerkohl, Kartoffeln und Erbsenbrei
Sangen die erbärmlichste Litanei:

Da befand sich hingegen ein Ohnewitzer Paster
Bei seiner langen Pfeife mit virginischem Knaster
Und einem gutgefüllten Weinfaß
Und Schinken, Braten und Wildbret, baß.

Kurz, ein Ohnwitzer Pfarrer lebt wie ein Engel,
Hat wenig Arbeit, denn sein Kirchensprengel
Ist nicht weitläufig, sondern klein und eng'
Und der Kommunikanten ist 'ne geringe Meng'.

Er kann im Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmützen
Im Großvaterstuhl fast den ganzen Tag sitzen
Und verrichten gewissenhaft allesamt,
Was da vorfällt in seinem Pfarreramt.

Nur des Sonntags einmal zu kanzlieren,
Alle Vierteljahr ein Paar zu kopulieren,
Nebst Taufen, Begraben und ein bißchen Kinderlehr,
Dieses ist alles und sonst kein Haar mehr.

Das Dorf selbst ist sehr herrlich gelegen,
Ueberall blühet und lachet der Segen,
Und alles, was die ländliche Natur
Schönes hat, zieret Ohnwitzens Flur.

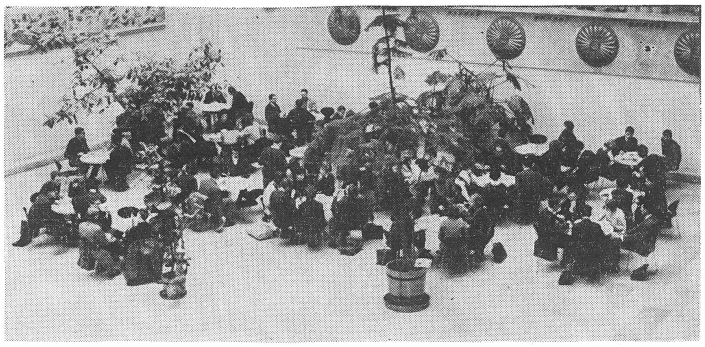
Weiden, Wälder, Gebüsch und Gesträuche,
Schattige Heine, glatte Bäche und Teiche,
Wiesen, Obstgärten, Hügel und Thal,
Garten und Feld wechselt ab überall.

Da kann mit Vögelfangen und Fischereien
Sich der Pfarrer nach Gefallen zerstreuen,
Wenn ihm etwa ein saures Amtsgeschäft
Zu sehr angegriffen und entkräft't;

Oder auch manchem Kirschvogel, Rebhuhn und Hasen
Das Lebenslicht auf der Jagd ausblasen;
Denn er hat Vogelfang, Jagd und Fischerei
Nebst Taubenflug bei seiner Pfarre frei.

Wenn er sich dabei gut insinuieret
Und die Bauern nicht zu sehr kujonieret,
So kann er mit Frau und Kinderlein
Bei einem oder andern täglich Gast sein.

Fortsetzung Seite 9



Das Problem Unibar

Regelmäßige Leser des »Zürcher Studenten« werden sicher bemerkt haben, daß das Thema »Unibar« schon seit geraumer Zeit in regelmäßigen Abständen in unserer Zeitung auftaucht. So haben wir u. a. vor einem Jahr ungefähr eine größere Artikelserie mit Bildern veröffentlicht, auf Grund deren dann eine Kommission eingesetzt wurde zur Untersuchung der ganzen Sachlage. Wie uns jedoch das Rektorat und der FV mitteilten, wurde damals auf Grundlage von sehr unobjektiven Preisvergleichen operiert und dadurch an Stelle einer Annäherung eher eine Versteifung der gegenseitigen Ansichten erreicht. So haben wir denn diesmal erneut den Versuch einer Abklärung unternommen, und zwar nicht über eine Kommission, sondern in direkter Fühlungnahme mit dem FV unter Vermittlung des Rektorates.

Wir gingen von der Voraussetzung aus, daß sich in der Unibar, wie sie heute betrieben wird, noch wesentliche Verbesserungen punkto Rationalität der Verteilung und punkto Qualität und Preis der Verpflegung erreichen lassen. Auf Grund von Umfragen unter Studenten sowie unserer eigenen Ansichten gelangten wir zur Ansicht daß:

- die Menus nicht immer dem Preis von Fr. 2.10 entsprechen
- Fr. 2.40 für einen kalten Teller von recht dürftiger Ausstattung gelinde gesagt übertrieben sind
- die Preise von Tee, Kaffee und Mineralwasser recht hoch sind
- 60 Rappen für entwicklungsbedürftige Sandwiches schlechthin zu viel sind
- die Auswahl an Menus recht bescheiden ist
- die servierten Portionen rein mengenmäßig durchaus nicht dem Bedürfnis des heutigen Studenten entsprechen, falls er nicht noch mit Kaffee und Süßigkeiten nachhilft
- ganz allgemein das Verhältnis von Kohlehydraten zu Protein zuungunsten letzterer verschoben ist
- die Warteschlangen zu den Stoßzeiten durch rationelleres Ausschöpfen verkürzt werden könnten.
- das Platzangebot in der Unibar, besonders während der Stoßzeiten, unproportional der sich dort tummelnden Volksmenge ist.

Es ist uns klar, daß ein Betrieb wie die Unibar nie mit einem herkömmlichen Restaurationsbetrieb verglichen werden kann. Wir müssen z. B. anerkennen, daß dem FV durch das Fehlen einer eigenen Küche dem Ausmaß der Lieferungen sowie der Auswahl der Menus recht enge Grenzen gesetzt sind. Das Essen wird aus der Küche des FV-Restaurants Karl d. Große an der Kirchgasse bezogen, muß dort ca. um elf Uhr in Kochkisten verpackt und an die Uni transportiert werden. Daß darunter die Qualität gewisser Speisen leiden muß, dürfte klar ersichtlich sein. Anderseits jedoch, und dieser Punkt darf nicht unterschätzt werden, spart der FV sich die Kosten für den Unterhalt einer eigenen Küche, da die Unibar die Küche Karls des Großen nur zu ungefähr einem Viertel belastet.

Vielen mag vielleicht die Tatsache unbekannt sein, das der FV im Auftrag des Staates die Verpflegung der Studenten übernommen hat. Nur hat der Staat dies nicht etwa völlig uneigennützig für den Studenten getan. Nein, er wollte auch noch sein Scherflein daran verdienen und berechnete dem FV einen nicht bescheidenen Mietzins. Nun haben wir dem FV zu wiederholten Malen vorgeworfen, in der Unibar Gewinne herauszuwirtschaften. Wir haben ihn jeweils gebeten, die Beschuldigungen unsererseits durch Zahlenmaterial zu widerlegen. Der FV hat uns dies wohl versprochen, aber bis jetzt ist es aus Zeitmangel, wie er sagt, beim Versprechen geblieben. Er verwies auf die Schwierigkeiten, für die Unibar eine getrennte Abrechnung aufzustellen, da die Tatsache einer gemeinsamen Küche dies verunmögliche oder auf jeden Fall erschwere. Als einzige und allerdings äußerst grobe und vage Zahlen wurde nur die in allen Restaurationsbetrieben übliche Marge von 50% für die Lebensmittel und die anderen 50% für betriebstechnische Ausgaben genannt, so daß am Schluß überhaupt kein Verdienst herausschaute. Obwohl wir dies in Falle Unibar durchaus für möglich halten, scheinen uns 50% für rein betriebstechnische Umtriebe doch relativ hoch, und es läßt dies vielleicht auf eine in gewissen Belangen unrationelle Betriebsführung schließen. Der FV gab zu, daß bei den Getränken und kalten Speisen ein Ueberschuß resultiere, jedoch werde dieser vollumfänglich zur Deckung der eher defizitären warmen Speisen verwendet. Zudem wurden wir auf die hohen Sozialleistungen gegenüber seinen Angestellten aufmerksam gemacht. Wir fragen uns aber, ob es am Studenten ist, für Sozialleistungen anderer Leute aufzukommen. Durch all diese Argumente konnte also unser Vorwurf nicht beseitigt werden, und so bleibt er bestehen, bis wir geeignete Zahlen in unseren Händen haben.

In ca. zweieinhalb Jahren wird voraussichtlich die neue Mensa fertig sein. Verbesserungsvorschläge betreffend die Unibar müssen deshalb auf dieses Ziel ausgerichtet sein, besonders wenn es z. B. um die Anschaffung von teuren Installationen oder Apparaten zur bloßen Ueberbrückung einer kurzen Zeitspanne geht. Eine gewisse Eintönigkeit des Speisezettels ist ohne eigene Küche wohl kaum zu vermeiden. Die Installation einer Friteuse wurde erwogen, um so den Menuplan durch pommes frites aufzulockern, jedoch kann das Abluftproblem nicht befriedigend gelöst werden. Zudem ist das Stromnetz der Uni so gut wie voll ausgelastet, und die Anschaffung eines solchen stromverzehrenden Apparates (eine gewisse Mindestgröße wird vorausgesetzt) wird ohne gleichzeitige Kabelneulegung von der städtischen Stromverwaltung nicht erlaubt. So muß dieser Vorschlag vorläufig fallengelassen werden. Hingegen wird mit größter Wahrscheinlichkeit ein Grill angeschafft werden, um so wenigstens in kleinerem Rahmen für Abwechslung zu sorgen.

Zu einer allgemeinen Preissenkung erklärte sich der FV nicht bereit, jedoch versprach er uns, den Kalten Teller in Zukunft reichhaltiger zu gestalten sowie ganz allgemein die Portionen zu vergrößern. Auf die Einführung eines Menus mit Suppe ohne nennenswerte Preiserhöhung wurde verzichtet, da festgestellt wurde, daß eine Suppe nicht dem allgemeinen Bedürfnis entspreche. Es wurde jedoch eine Bereicherung des Essens durch Milch oder Fruchtsaft bei geringer Preiserhöhung in Betracht gezogen. Einen Vorschlag des Rektorates auf Erhöhung des Preises von Fr. 2.10 um 40 bis 50 Rappen auf Fr. 2.50 oder Fr. 2.60 fanden wir vernünftig, wenn dadurch eine wirkliche Verbesserung (mehr Fleisch, Milch oder Fruchtsaft, größere Portionen) erzielt werden kann. Ein Menu kommt so immer noch billiger als in einem Restaurant, da in der Unibar kein Trinkgeld zu entrichten ist.

Im Laufe dieses Semesters haben wir den Eindruck erhalten, daß das Essen des FV qualitativ besser geworden ist, und wir anerkennen dies auch. Dies wurde teilweise durch eine vermehrte Qualitätskontrolle des Rohmaterials durch den FV erreicht, die durchzuführen sich der FV auch weiterhin und noch in vermehrtem Maße bereit erklärt hat.

Das Platzproblem ist nicht Sache des FV, und Herr Spillmann als Vertreter des Rektorates hat sich bereit erklärt, im Lichthof noch mehr Tische und Stühle aufstellen zu lassen, nachdem wir seinen Vorschlag eines Rausschmeißers als einen die Verdauung und Siesta ungünstig beeinflussenden Eingriff angesehen und abgelehnt haben.

Der FV hat uns gebeten, Verbesserungs- und Menuvorschläge ihm zukommen zu lassen. Deshalb wurde beschlossen, einen Verbingsmann zwischen der Studentenschaft und dem FV zu bestimmen, und zwar einen Studenten mit Erfahrung auf dem Verpflegungswesen. Sämtliche Vorschläge und Reklamationen würden dann entweder über die Studentenschaft oder über unsere Redaktion an diesen Verbindungsmann weitergeleitet, der sie dann seinerseits an den Frauenverein weiterleiten wird.

Wieweit diese Verhandlungen zu einem wirklichen Ergebnis führen werden, wird erst die Zukunft zeigen. Uns scheint es aber, daß ein so großes Unternehmen wie der Frauenverein für alkoholfreie Gaststätten, der über 17 Restaurants und drei Hotels verfügt (der aber nicht mit ähnlich lautenden Frauenvereinen mehr politischer Art auf dem Platze Zürich verwechselt werden darf), auf einem Gebiete wie die studentische Verpflegung ruhig etwas Großzügigkeit walten lassen darf, ohne dabei Schaden nehmen zu müssen. *HPA*

Und zum Schluß: Die Universität ist mit 5% am Reingewinn des Frauenvereins in der Unibar beteiligt ...

PLAUSCH

Plan der neuen recht extrafavorablen

Jungfer-Lotterie,

welche, so bald sie complet seyn wird, gezogen werden solle.

Vorbericht

I. Ist zu wissen / daß alle diejenigen Jungfern / die durch diese Lotterie ihr Glücke zu machen gedencken / sich bey uns angeben müssen: da wir dann nicht nur ihre Namen sondern auch ihren Stand / ihr Vermögen / ihre Leibes- und Gemüths-Beschaffenheiten auf das genaueste aufzeichnen / um daraus den rechten Werth einer jeden bestimmen und sie in die gehörigen Nummern setzen zu können.

II. Ist wegen des grossen Zulauffes / den wir zu besorgen haben / beschlossen worden / keine anzunehmen / so blind / lahm u. s. w. oder eines untüchtigen Alters / das ist unter 14 und über 50 Jahre seyn wird.

III. Die einlegenden Mannspersonen können entweder Junggesellen oder Witwer seyn: doch müssen selbige ebenfalls keine Krüppel / und zugleich eines anständigen Alters das ist über 24 und unter 59 Jahren befunden werden.

IV. Ihr Vermögen und übrige Umstände müssen auch so beschaffen seyn daß sie von ihren Zinsen / Aemtern / oder andern Einkünften eine Frau / oder doch zum wenigsten sich selber ernehren können.

V. Die Einlage ist nach Beschaffenheit der Personen ungleich / und wird von uns einem jeden nach Gutbefinden auferleget; doch so / daß sich niemand darüber beschweren wird.

VI. Von dem Gelde / welches wir dadurch einnehmen werden / soll nach dem Exempel des Holländischen Altmänner- und Altweiber-Hauses ein Altjungfer- und Altjunggesellen-Haus auferbauet werden.

Nun folget der Plan an sich selbst

Num.	Looße	Preise
I.	1	Tugendhafte / verständige / reiche / schöne / junge.
II.	10	Tugendhafte / verständige / reiche / schöne aber nicht allzujunge.
III.	20	Tugendhafte / verständige / reiche / junge / aber nicht allzuschöne.
IV.	50	Tugendhafte / verständige / schöne / junge aber nicht allzureiche.
V.	100	Tugendhafte / reiche / schöne / junge doch ohne grossen Verstand.
VI.	400	Verständige / reiche / schöne / junge aber nicht allzutugendhafte.
VII.	10	Verständige / reiche / doch ohne Schönheit und Jugend
VIII.	40	Ohne sonderlichen Verstand / Reichthum / Schönheit und Jugend jedoch fromme.
IX.	60	Reiche / verständige / tugendhafte / aber zimlich alte.
X.	100	Reiche und junge / aber ohne Tugend / Verstand / und Schönheit.
XI.	195	Von gutem Stande / wie alle obige aber nicht von sonderlichen Eigenschaften.
XII.	489	Von mittelmäßiger Extraction.
XIII.	2525	Von gemeiner Extraction.
	–	
	Suma 4000	

NB. Die letztern Numern sind schon völlig besetzt / für Numer 5 fehlen noch zwey Drittheil / für Numer 4 fehlen noch 40 / für Numer 3 noch 18 für Numer 2 und Numer 1 will sich noch gar nichts finden.

Aus dem XXXIX. Stück des »andern Teils« der Vernünftigen Tadlerinnen Gottscheds (1726).

Angola in Tat und Wahrheit

Der Verfasser des hier folgenden Artikels lebte bis zum 14. Altersjahr in Angola und besuchte dort auch die Schulen. Er spricht sowohl Portugiesisch wie auch die Eingeborenensprache und hatte so die Möglichkeit, mit Weißen und Schwarzen in Angola direkt in Kontakt zu kommen. Dieser Artikel folgt auf einen neuen dreimonatigen Aufenthalt von ihm an Ort und Stelle. Es ist verständlich, daß er ungenannt bleiben will, sein Name ist jedoch der Redaktion bekannt. — Der Artikel erscheint ungekürzt, die Meinungen des Verfassers sind nicht immer diejenigen der Redaktion. Red.

Gewerbeschule in Luanda

Anläßlich der Solidaritätswoche für die angolesischen Exilstudenten erschien im Zürcher Student ein Artikel über Angola. Da mich die dort aufgeworfenen Fragen sehr interessierten, folgte ich dem Rat des Verfassers und untersuchte die dort herrschende Lage gründlich und objektiv. Dabei mußte ich feststellen, daß viele Behauptungen in jenem Artikel falsch sind; offensichtlich mit dem Zweck, die Hilfsbereitschaft der gutgläubigen Schweizer zu erwecken und gleichzeitig die Portugiesen in Verruf zu bringen. Mit diesem Artikel möchte ich nicht die Hilfsbereitschaft der Schweizer kritisieren, sondern jene Behauptungen widerlegen.

Ich hatte letzten Sommer wieder die Möglichkeit, während dreier Monate in Angola zu leben. Dabei reiste ich nicht wie die meisten Reporter mit dem Flugzeug im Lande herum, sondern verbrachte die Zeit auf einer Viehfarm, mitten im angolesischen Busch. Daß man von dort aus den richtigen Stand der Dinge in Angola beurteilen kann, wird wohl niemand bestreiten können. Dazu kommt noch, daß ich sowohl das Portugiesische wie die Eingeborenensprache beherrsche. Ich konnte daher mit der Bevölkerung ins Gespräch kommen. Während meines Aufenthaltes hatte ich daher genügend Gelegenheit, mir von der Einstellung und Meinung der Eingeborenen ein genaues Bild zu machen.

Ich reiste mit der Meinung nach Angola, die Eingeborenen haßten die Portugiesen, d. h. die weiße Bevölkerung, sodaß man sich nach den Ereignissen von 1961 ohne Schußwaffe nicht bewegen könne. Aber diese Meinung verlor ich schon nach einigen Tagen, denn aus meinen Beobachtungen und vielen Gesprächen mit Eingeborenen gelangte ich zur Auffassung, daß von einem Haß der Angolesen gegen die Portugiesen nicht die Rede sein kann.

Unabhängigkeit

Es interessierte mich auch, was die Mehrheit der schwarzen Bevölkerung eigentlich von der Unabhängigkeit denkt oder weiß: Die Mehrheit ist mit dem heutigen Stand zufrieden, sodaß sich diese Frage gar nicht in dem Maße stellt, wie man es sich bei uns üblicherweise vorzustellen pflegt. Was die Mehrheit der schwarzen Bevölkerung der Städte über dieses Problem denkt, entzieht sich hingegen meiner Kenntnis, da ich zu wenig mit ihr in Kontakt kam. Unter der Landbevölkerung gibt es höchstens einige Leute, die schon etwas darüber gehört haben; nur können sie sich nicht vorstellen, was eigentlich darunter zu verstehen ist. Sie glauben, daß die Weißen das Land verlassen würden und daß eine solche Unabhängigkeit nur Stammesfehden nach sich ziehen würde, die der Weiße durch seine Anwesenheit vorläufig verhindern kann. Andere sagten mir, sie wollten lieber einen Portugiesen als Chef behalten, denn der sei oft gerechter und habe viel mehr Autorität. Ich habe hierzu viele Beispiele, muß aber wegen der Länge des Berichtes verzichten, sie hier zu erwähnen.

Der Aufstand von 1961

Weil ich feststellte, daß ein Gefühl von Unterdrücktsein und ein daraus abgeleiteter Haß nicht vorhanden ist, konnte ich mir nicht vorstellen, wieso es 1961 zu Aufständen im Norden Angolas gekommen war. Ich befragte deshalb Portugiesen, die die Ereignisse zum Teil erlebt hatten:

Um diese Angelegenheit begreifen zu können ist es nötig, sich in die Zeit vor der Unabhängigkeit des ehemaligen Belgisch-Kongo zurückzuversetzen. Der Norden des Landes ist von den Portugiesen nur spärlich besiedelt worden. Es existieren vereinzelte Plantagen, zur Hauptsache aber betreiben die Portugiesen dort Handel. Zur Zeit der Belgier war der Kongo wirtschaftlich viel besser gestellt als Angola. Daher zogen aus den nördlichen Grenzgebieten viele Angolesen in das benachbarte Land und verdienten sich dort ihr Leben. Seit der Unabhängigkeit des Kongos finden nun aber diese Leute dort natürlich keinen Erwerb mehr, da die Wirtschaft des Landes seit 1960 praktisch stillsteht. Viele dieser Angolesen haben sich das Schauspiel der Kongolesen angesehen und glauben, dasselbe in Angola aufführen zu müssen, damit dann *sie*, wie die heutigen oberen Zehntausend des Kongostaates, in Saus und Braus leben könnten, und das mit den Geldern, die sie von Europa, Amerika und den Sowjetstaaten erhalten. Daß die portugiesischen Behörden solche Elemente nicht gern in ihren noch ruhigen Staat infiltrieren ließen, ist nur zu begreiflich. Es war aber sehr schwer, diese Leute aus dem Lande fernzuhalten. Die riesige Grenze, die in jener Gegend durch den dichtesten Urwald verläuft, konnte nicht überwacht werden, und so kamen viele dieser Leute in ihr Land zurück und begannen nun ihr grausames Werk. Sie wußten wohl, daß die Eingeborenen Angolas sich noch allzu sehr durch Hexenmeister beeinflussen lassen. In diesem Sinne hetzten, wiegelten sie die Eingeborenen gegen die weißen Siedler auf. Sie gaben ihnen Alkohol und Rauschgifte, versetzten sie in die gewünschte Trance und ließen sie dann auf die weiße Bevölkerung los.

Wer sich über das oben Gesagte noch ausführlicher dokumentieren möchte, sei auf die Broschüre »Mata, mata, mata« (d. h. Töte, töte, töte) Windhooker-Verlag, aufmerksam gemacht.

Die weiße Bevölkerung war in den ersten Tagen völlig überrascht. Sie wurde einfach niedergemetzelt. Mit der Zeit aber wehrte sie sich. Hätten wir es nicht auch getan? Die Eingeborenen, denen versichert worden war, daß sie von den Gewehrkugeln nicht getötet werden könnten, liefen deshalb blindlings in das Feuer der sich verteidigenden Weißen. Dabei kamen natürlich sehr viele ums Leben. Erst diese Toten riefen die Eingeborenen zur Vernunft. Sie glaubten den »Hexenmeistern« nicht mehr, und so verpuffte der ganze sogenannte Aufstand, noch bevor die portugiesischen Truppen an Ort und Stelle waren.

Die Reaktion der portugiesischen Regierung war erwartungsgemäß heftig. Die Armee wurde mit einer Säuberungsaktion in den betreffenden Gebieten beauftragt. Dabei wurden zuerst einige unschuldige Eingeborene für die Untaten ihrer Brüder aus dem Kongo haftbar gemacht; die Untersuchungsorgane stellten aber alsbald fest, daß die Urheber dieser Gemetzel nicht in der eingeborenen Bevölkerung zu suchen seien. Man fand bald heraus, wo die Fäden zusammenliefen. Deshalb änderte Portugal sofort seine Politik und begann, die ansässige Bevölkerung vor ihren eigenen Brüdern aus dem Kongo zu schützen. (Einzelheiten siehe »Mata, mata, mata«). Was im Norden passiert ist, hätte ein halbes Jahr später im ganzen Lande geschehen sollen. Die Infiltration gelang im Norden viel besser, und so kam es, daß sie dann auch viel schneller losschlagen konnten.

Diese Ereignisse wurden hier in Europa als Freiheitskampf der Bevölkerung bezeichnet. Der beste Beweis, daß es kein spontaner Aufstand war, ist die heutige Situation im Norden, sowie die oben schon erwähnte Verpuffung.

Die Situation heute

Heute wird zwar immer noch gekämpft. Die Rebellen sind aber Leute, die direkt aus den Ausbildungslagern um Léopoldville kommen und alles vernichten und zerstören, was ihnen in die Hände kommt. Sie überfallen abgelegene Siedlungen, zerstören Brücken, greifen alleinfahrende Transportcamions an, usw. Die meisten dieser Rebellen besitzen automatische Waffen aus der Tschechoslowakei. Die portugiesische Armee, *in der auch sehr viele Schwarze dienen*, versucht durch Ueberraschungsoffensiven die Lage zu normalisieren. Es ist aber ein Guerillakrieg, bei dem der Einzelkämpfer oft im Vorteil ist, und daher kann die Armee nicht überall Herr der Lage sein.

Der Führer dieser Rebellen, Holden Roberto, bildet sich ein, daß er auf dieser Basis einmal mit der portugiesischen Regierung verhandeln könne. Diese weigert sich mit Recht, mit jenem skrupellosen Führer ins Gespräch zu kommen. Es ist nämlich nur zu offensichtlich, was passieren würde, sollte Holden Roberto jemals an die Macht gelangen. Er ist ein fanatischer Nationalist, der die Methoden eines Lumumba nicht scheut. Und ich glaube, es liegt im Interesse der ganzen Welt, daß wir ein zweites Kongo-Debakel nicht erleben möchten.

Die Leute, die sich heute als die Befreier Angolas bezeichnen, sind nichts anderes als eine machthungrige Gruppe. Am Wohl des Landes und ihrer Bevölkerung liegt ihnen nicht das geringste. Das zeigt ihre Mentalität und Kampfmoral sehr deutlich. Wer sein Land von einer Unterdrückung befreien will, der ermordet nicht unschuldige Leute und zerstört gedankenlos, jedoch blindwütend, alles, was für die Zukunft des Landes von größter Wichtigkeit ist. Ihr Handeln beweist viel eher ihre Unreife. Holden Roberto und seine Anhänger wissen gar nicht, wie sie mit ihren unsinnigen Taten ihre Heimat in den Abgrund treiben. Sie handeln überdies absolut *nicht im Namen der Mehrheit des angolesischen Volkes*, wie sie es behaupten, und wie man im Ausland zu glauben geneigt ist.

Die Folgen dieses Terrors sind eine lähmende Unsicherheit im ganzen Lande, die zur Kapitalflucht und zu einem Stagnieren der Wirtschaft führt. Die portugiesische Regierung versucht mit allen Mitteln, die Kapitalflucht abzustoppen. Trotz der Ungewißheit, die im Lande herrscht, werden von der Regierung weitere Entwicklungsprojekte ausgearbeitet und ausgeführt. So wurde z. B. im Oktober ein großes Stauwerk dem Betrieb übergeben, an dessen Arbeiten sich auch schweizerische Firmen beteiligten.

Nach diesem allgemeinen Lagebericht möchte ich jetzt noch zu einigen speziellen Behauptungen des am Anfang erwähnten Artikels Stellung nehmen und sie widerlegen.

Das Analphabetentum

Mein Kommilitone klagt die portugiesische Verwaltung an, sie unternehme nichts zur Bekämpfung des Analphabetentums. Es ist natürlich sehr einfach, zu kritisieren, aber wenn man es schon tut, muß man sich zuerst richtig über die Lage orientieren. Man darf sich nicht von Gefühlen leiten lassen!

Ich möchte dazu einige Tatsachen in Erinnerung rufen, die diese Situation erhellen: Portugal war ja bekanntlich bis in die 30er Jahre eine Monarchie. Wenn man jenes Portugal betrachtet, so stellt man fest, daß zu jener Zeit nicht mehr als ca. 30% der Portugiesen lesen und schreiben konnten. Ich stelle mir hier die Frage: Wer also hätte die angolesischen Eingeborenen ausbilden sollen? Etwa die Analphabeten Portugals? Diejenigen, welche lesen und schreiben konnten, waren Staatsbeamte und die Reichen, welche ja sowieso nicht in die überseeischen Gebiete gingen.

Es spielt da aber noch ein anderer Faktor mit, den wir Europäer meist nicht berücksichtigen, weil er uns gar nicht bekannt ist; in Tat und Wahrheit ist er jedoch viel schwerwiegender, als wir annehmen wollen. Es ist folgender: In die Schule zu gehen, war für den Durchschnitts-Eingeborenen etwas, das man den Weißen überließ. Wozu sollte man da die Zeit auf einer Schulbank verlieren? Rechnen kann man ja mit den Fingern. Was soll man denn lesen? Die eingeborene Landbevölkerung und auch viele in der Stadt hatten gar kein Verlangen, in die Schule zu gehen. Diejenigen aber, die die Schulen zu besuchen wünschten, wurden daran nicht gehindert. Ich erinnere mich noch an meine Examen, die ich 1953 und 1954 hatte. Neben mir saßen während des Examens Eingeborene, die in einer Missionschule unterrichtet wurden. Schließlich ist ja auch der Verfasser des anfangs erwähnten Artikels in Lissabon auf der Universität gewesen. Er durfte also die Schule und sogar die Universität besuchen.

Seitdem Portugal keine Monarchie mehr ist, hat es sich zuerst selbst entwickeln müssen. Für Salazar galt es zuerst das Analphabetentum im eigenen Lande zu bekämpfen. Erst danach konnte daran gedacht werden, auch in den überseeischen Provinzen damit einzusetzen. Mein Aufenthalt in Angola hat mir gezeigt, wie nun überall im Lande Schulen entstehen; und zwar nicht nur in den Städten, sondern auch im Busch. In den Städten geht die eingeborene Jugend schon seit langer Zeit in die Schule. In Nova Lisboa staunte ich über die große Zahl von Schulen. Und was ganz besonders auffällt, ist, daß Schwarze und Weiße sie gemeinsam besuchten.

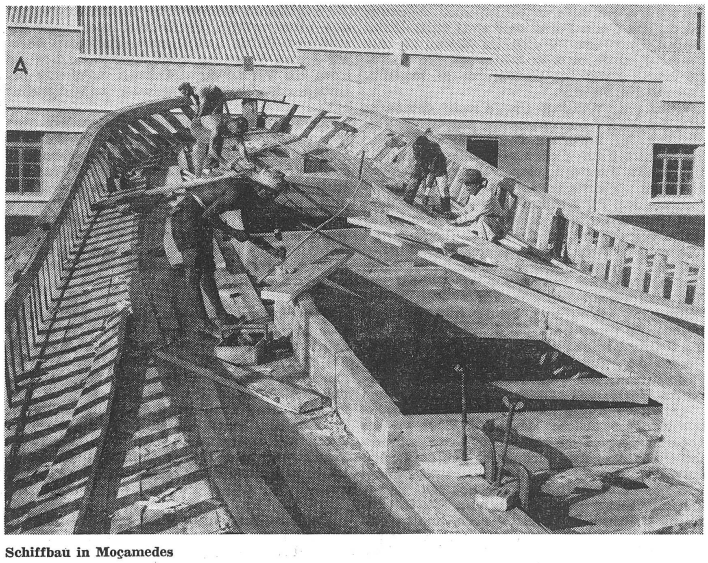
Die Kindersterblichkeit

Ferner möchte ich folgende Behauptung zurückweisen: Der Verfasser jenes Artikels beklagt sich über die große Kindersterblichkeit. Wer im »Busch« und überhaupt in Afrika gelebt hat und sich die Säuglingspflege der Eingeborenenmütter ansah, den wird die hohe Kindersterblichkeit nicht überraschen. Seit Generationen plagen sich die Missionare und die übrigen weißen Siedler, um den Müttern die Sauberkeit beizubringen. Dies hat aber bis jetzt noch zu keinem merklichen Erfolg geführt. Dazu kommt eben die Tatsache, daß der Aberglaube in Afrika noch zu stark verwurzelt ist. Eine Mutter geht mit ihrem kranken Kind prinzipiell zuerst zu einem »Medizinmann«, und erst wenn das Kind im Sterben liegt, bringt sie es in das nächste Spital. Ich muß hier aber gestehen, daß es in Angola viel zu wenig Aerzte und Spitäler gibt. In dieser Hinsicht ist obige Behauptung berechtigt. Man kann jedoch nicht die Portugiesen allein dafür verantwortlich machen.

Gesetzliche Bestimmungen

Im oben genannten Artikel wird auch behauptet, daß die Gesetze gegen die Interessen der Angolesen gerichtet sind. Ich kann von mir nicht behaupten, daß ich die ganze portugiesische Gesetzgebung kenne. Während meines Aufenthaltes in Angola stellte ich jedoch fest, daß die Lebensweise der Eingeborenen durch die bestehenden Gesetze in keinem Punkte eingeschränkt wird. Ich kann hier mit gutem Gewissen behaupten, daß der Eingeborene viel freier lebt, als es der Schweizer Bürger von sich behaupten kann. In vielen Beziehungen fand ich sogar Bestimmungen, die dem eigentlichen Interesse des Eingeborenen viel weiter entgegenkommen, als er selbst fordert.

Ich möchte hier die Bestimmung erwähnen, welche vom weißen Siedler mit Recht fordert, daß er seinen eingeborenen Arbeitern anständige Unterkünfte zur Verfügung stellt. Auf jener Farm schliefen die meisten Arbeiter nicht in diesen Häusern. Sie zogen es vor, in ihrem Dorf zu übernachten, welches ca. 3 km entfernt ist. Der Farmer sah sich sogar einmal gezwungen, für einen Hirten extra eine gewöhnliche Lehmhütte zu bauen, da letzterer nicht in den Arbeiterhäusern wohnen wollte. In den Städten existiert eine ähnliche Bestimmung. In jedem Haus müssen



Schiffbau in Moçamedes

Zimmer für die Hausangestellten vorhanden sein. Diese ziehen es aber vor, in den Vororten (Sanjalas genannt) zu übernachten, wo meistens die schwarze Bevölkerung wohnt. An dieser Stelle will ich auch die bestehenden Bestimmungen über Landkauf erläutern. Will sich ein Weißer in Angola Land erwerben, so muß er vom Staat eine Absteckl izenz kaufen. Nachdem er es sich ausgesucht hat, wird es durch einen staatl. Geometer vermessen. Das Land wird dem Weißen nur dann zuerkannt, wenn sich im beanspruchten Gebiet kein Eingeborenenfeld oder -haus befindet. Ist ein solches Besitztum eines Eingeborenen da, muss der weiße Siedler mit dem Eingeborenen eine Abmachung treffen. Diese Bestimmung gilt für jeden Weißen sowie für die Assimilierten. *Dem Eingeborenen steht das Land primär zur Verfügung.* Er kann sein Feld dort anlegen, wo es ihm gefällt, ausgenommen auf einem verkauften Gebiet.

Die Europäer in den Kolonien

Wir Schweizer haben von den Kolonien teilweise einen völlig falschen Eindruck, weil wir sie meistens nur aus Berichten kennen. Ich will hier nicht den Kolonialismus verteidigen, sondern vielmehr einige Tatsachen erwähnen, die unsere falsche Meinung revidieren mögen.

Viele Europäer kamen in die Kolonien, fingen irgend etwas an, und nach einigen Jahren hatten es die meisten zu etwas gebracht. Sie begannen z. B. als Verkäufer, als Vertreter, als Chauffeur oder auch als Farmer. Verfolgen wir einmal die Geschichte des letzteren. Der Farmer hatte Geld und konnte sich schwarze Arbeitskräfte für den Aufbau seiner Farm leisten. Er hatte zwar nicht selbst mit der Hacke gearbeitet; diese Arbeit übernahmen die Eingeborenen seiner Umgebung. Sie hatten nun die Möglichkeit, mit dem verdienten Geld ihre eigene Situation zu verbessern. (Viele taten dies, die Mehrheit aber nicht.) Besucht man nun als fremder Europäer jene Gegend, so stellt man eben fest, daß die eingeborene Bevölkerung, bis auf einige Ausnahmen, ihre Chance nicht ausgenützt hat. Warum? Viele meiner Leser werden es mir nicht glauben; gerade diesen möchte ich einen längeren Aufenthalt in Afrika wünschen. Ihr würdet dann die ganz simple Feststellung machen, daß der Eingeborene einfach faul ist. Bei einem Farmer hat ja der Eingeborene die beste Gelegenheit, um z. B. die Landwirtschaftsart des Europäers kennenzulernen und anzuwenden. Geht man jedoch auf die Felder der Eingeborenen, so wird man in 99 von 100 Fällen sehen, daß sie ihr Feld immer noch nach ihrer eigenen primitiven Art bebauen. Dazu ein sehr illustratives Beispiel:

Ich führte einmal mit einem Arbeiter der Farm ein Gespräch über dieses Thema. Wir waren gerade daran, Mist auf die Felder zu transportieren, als ich mit Lino ins Gespräch kam. Er arbeitet schon mehr als 10 Jahre auf dieser Farm, d. h. etwa 7 Monate im Jahr. Ich fragte ihn, ob er auf seine Felder auch Mist streuen würde. – Er hat 2 Ochsen und eine Kuh. – Lachend sagte er mir: »Das gibt ja viel Arbeit, und wenn mein Feld nichts mehr einträgt, so rode ich mir ein neues Stück Land. Es hat ja noch viel Land.« Dies ist die typische Einstellung des Eingeborenen. Und darum kommen sie selbst auf keinen grünen Zweig; nicht weil die meisten von ihnen nicht lesen und schreiben können, wie man es hier in der Schweiz glaubt! In Afrika kann auch der Analphabet seine Situation erheblich verbessern. Es gibt unzählige Portugiesen in Angola, die ebenfalls kaum ihren Namen schreiben können, es aber trotzdem zu etwas gebracht haben, weil sie fleißig waren.

In diesem ersten Teil meines Artikels habe ich eigentlich immer die portugiesische Verwaltung verteidigt. Ich habe dies getan, weil sie gerade in jenen Punkten angegriffen wurde, in denen sie meines Erachtens richtig handelt.

Fehler des portugiesischen Systems

Am portugiesischen System gibt es einige Fehler, die man mit Recht ankreiden muß.

1. Der portugiesische Staatsapparat dehnt sich ja bekanntlich auf eine riesige Fläche aus. Es ist daher offensichtlich, daß in diesem Fall für viele Staatsbeamte, die »weit vom Geschütz« sind, oft die große Versuchung besteht, die Gesetze zu ihrem eigenen Vorteil auszulegen. Es gibt viele Staatsbeamte, die sich dank der Pressezensur Dinge erlauben, die sie bei *Pressefreiheit* nicht tun könnten. Salazar ist eben in Lissabon in seinem Kabinettzimmer und vertraut allzu sehr seinem Mitarbeiterstab. Er vergisst, daß seine Mitarbeiter eben Menschen sind und daher auch oft dieser Versuchung nicht widerstehen.

Allerdings sollte die Presse der jetzigen Regierung nicht nur bei der Beseitigung der *Korruption* helfen, sondern als eine Opposition handeln, deren Ziel nur darin besteht, die eventuellen Fehler im System zu zeigen.

2a. *Warum läßt Portugal nicht mehr ausländische Ingenieure nach Angola?* Portugal hat seit ca. 10 Jahren mit der Entwicklung Angolas angefangen. Jährlich werden Unsummen an portugiesische Ingenieure als Löhne ausbezahlt. Viele von ihnen sind aber den Problemen nicht gewachsen. Ich will hier nicht alle in Angola tätigen Ingenieure als Nichtsnutze hinstellen; aber wenn ich hier behaupte, daß ca. 40 Prozent ihre Stellung und ihren Lohn nicht redlich verdienen, so ist das bestimmt nicht zu hoch gegriffen.

Wenn man in einer Stadt wie Nova Lisboa einige Tage verbringt, so kann man sich davon überzeugen. Die Herren Ingenieure fahren in den Staatsjeeps umher; an irgendeiner Baustelle mitten im Busch, wo sie eigentlich die Arbeiten beaufsichtigen sollten, erscheinen sie höchst selten. Angola ist eben nicht Europa, wo man vom einfachsten Arbeiter verlangen darf, daß er z.B. einen Plan richtig lesen kann. Auch da könnte eine freie Presse ihre Wirkung entfalten!

2b. *Warum legt Portugal ausländischen Aerzten die größten Schwierigkeiten in den Weg, wenn sie in Angola praktizieren wollen?* Angola hat viel zu wenig Aerzte. Ich begreife wohl, daß Portugal zuerst seine eigenen Aerzte beschäftigen will. Bei dieser Nachfrage wird es sicher nicht zu einem Aerzteüberfluß kommen. Ich kenne Staatsärzte in Angola, die die Paragraphen der Gesetze besser kennen als ihren eigenen Beruf! Ich finde, daß dies nicht die Aufgabe eines Staatsarztes ist. Und da in Angola noch Aufgaben in Hülle und Fülle ihrer Lösung harren, frage ich mich, warum man denn nicht auch ausländischen Kräften Aufträge erteilt. Das Entwicklungstempo würde dadurch sicherlich nur zum Guten beeinflußt.

3. *Warum unternimmt die Regierung nichts, um dem Raubbau der Eingeborenen an der Natur Einhalt zu gebieten?* Es geht doch nicht an, daß ganze Waldbestände einfach verschwinden. Diese Art Landwirtschaft wird den Boden Angolas schon in kurzer Zeit unfruchtbar machen. Schon jetzt erkennt man ganze Gegenden, die der Erosion ausgeliefert sind. Daß die Eingeborenen nicht selbst wissen, wohin dies führt, ist selbstverständlich. Da muß die portugiesische Verwaltung eingreifen und dem Eingeborenen verbieten, auf diese Art weiter zu wirtschaften, denn hier trägt sie die Verantwortung. Ihre Aufgabe besteht natürlich nicht nur darin, dem Eingeborenen zu verbieten, sondern auch darin, daß man sie eine neue Ackerbau-Wirtschaft lehrt. Das wäre eine geeignete Aufgabe für die Agronomen. Wieso sollte dies auch nicht in den Schulen auf dem Land gelehrt werden?

4. *Warum ist der angolesische Escudo nicht gleichwertig mit demjenigen des Mutterlandes?*

5. *Warum wird gegen die geheime Schnapsbrennerei, die von Weißen wie auch von Schwarzen betrieben wird, nichts unternommen?* Viele Postenchefs wissen genau, wer wo Schnaps brennt. Sie greifen jedoch nicht konsequent durch. Der Alkoholgenuß hat in den letzten Jahren schlimmste Formen angenommen. In praktisch jedem Dorf finden jeden Samstag große Saufgelage statt. Die Arbeiter jener Farm hatten meistens schon nach einigen Tagen ihren ganzen Lohn versoffen. Man kann sie noch so sehr zur Vernunft rufen; es ist vergeblich. Oft verweigern sie sogar die Arbeit auf einer Plantage, wenn letztere keinen Alkohol verkauft.

Ich habe hier die wichtigsten Fehler erwähnt, die mir im Laufe meines Aufenthaltes aufgefallen sind. Ich bin überzeugt, daß es noch mehrere gibt. Vielleicht in den Rechten, die Angola bei der Mitbestimmung einer Entscheidung eingeräumt werden. Ich kann darüber nichts Konkretes aussagen, da ich die rechtlichen Beziehungen nicht kenne.

Vielleicht ist auch am Schulsystem etwas auszusetzen. Ich vermute, daß das Schulsystem auf reinem Auswendiglernen beruht. Eine wichtige Aufgabe der Schule würde jedoch gerade in Angola auch darin bestehen, das selbständige Denken zu fördern.

Schlußbetrachtungen

Vor meiner Abreise nach Afrika war ich überzeugt, daß es für Angola nur eines gäbe: die Unabhängigkeit. Mein erster Zwischenhalt auf afrikanischem Boden, Léopoldville, war für mich eine große Enttäuschung. Nach all den Zeitungsberichten, die ich hier in der Schweiz zu lesen bekam, meinte ich, daß sich der Kongo-Staat nun von den Wirren wieder erholt habe. Ich traf aber ein völliges Chaos an. Es läßt sich nicht beschreiben, was ich in einem halben Tag alles zu sehen bekam. Die dortige Regierung ist völlig ratlos und kann die Situation nicht verbessern; es zeigt sich, daß sie nun völlig von den Geldern Amerikas und Belgiens abhängig ist. Im gleichen Flugzeug reisten auch junge Kongolesen, die in Belgien ausgebildet wurden. Aus ihren ersten Bemerkungen konnte ich auf ihre innerliche Enttäuschung schließen.

Ich stellte mir dann die Frage, wie es wohl Angola ergehen würde. Nachdem ich die Verhältnisse gesehen habe, kann ich schon jetzt das gleiche voraussagen, falls es in den nächsten Jahren unabhängig wird.

Die angolesischen Studenten sollten dies auch einsehen, und zwar ohne Minderwertigkeitskomplexe zu bekommen. In 100 Jahren wird es sich zeigen, daß sie so die Klügeren waren.

Für die angolesischen Studenten besteht natürlich die große Verlockung, in einer künftigen unabhängigen Regierung einen hohen Ministerposten zu erhalten. Wenn sie aber nur um ihr eigenes Wohlergehen bestrebt sind, so unterstützen sie natürlich Holden Roberto und helfen ihm dabei, das angolesische Volk mit leeren Versprechungen zu betrügen. Allen bisherigen afrikanischen Freiheitshelden ist dies bis jetzt gelungen. Die meisten genießen noch die Sympathien der Massen. Es wird aber die Zeit kommen, wo die Masse den Betrug entdeckt. Dies wird der geeignete Moment für den kommunistischen Führer sein, um eine Diktatur zu errichten. Wenn ich mich hier direkt an diese angolesischen Studenten wenden darf, so kann ich nur fragen: Ist das euer wirkliches Ziel? Wenn ihr es wirklich ernst meint, so müßt ihr die Konsequenzen ziehen. Legt euern persönlichen Ehrgeiz ab und setzt euch für einen anderen Weg für Angola ein. Zur Beschreitung dieses Weges sind die besten Voraussetzungen vorhanden, denn ein Hauptgrund dafür ist das Nichtvorhandensein eines Rassenvorurteiles. In Angola können die Menschen gleich welcher Hautfarbe nebeneinander leben, wie es wohl in keinem anderen Staat möglich ist. Warum wollt ihr dieses friedliche Zusammenleben zerstören?

Ihr habt aus dem Geschichtsunterricht gelernt, daß Portugal einmal vom Sklavenhandel gelebt hat. Dies ist sehr bedauerlich. Man kann dies aber nicht den jetzt lebenden Portugiesen vorwerfen. Das angolesische Volk weiß diese Tatsachen nicht, denn es hat dieses dunkle Kapitel der Geschichte nicht miterlebt. Warum wollt ihr auf Grund dieser Tatsachen weiße und schwarze Menschen gegeneinander aufhetzen? Ist denn auf unserer Erde nicht schon genug Haß vorhanden?

Setzt euch über diese Tatsachen hinweg und helft den Portugiesen beim Aufbau eures Landes. Auf diese Weise werdet ihr Angola und seinem Volk den größeren Dienst erweisen.

Studenten und Staat in Schweden

Es ist natürlich ausgeschlossen, nach einem 10tägigen Schwedenaufenthalt, wie er mir auf Einladung der Stockholmer Studentenunion im Rahmen einer »International Week« beschieden war, ein Bild von Schweden und seinen Studenten zu vermitteln, das in irgendeiner Weise als objektiv gelten könnte. Immerhin kann man hoffen, daß die dominierenden Eindrücke eines Neulings symptomatisch sind für das, was *anders* ist in diesem oft kritisierten und oft bewunderten Land.

Schweden sei das Land der Organisationen, und es funktioniere, erklärte mir der schweizerische Botschafter in Stockholm mit Nachdruck. Beweis: Es gibt Schweden, die auf ihre Organisationen stolz sind. Eine Tendenz zur Ueberorganisation besteht, aber man ist ehrlich und ohne Vorurteile bestrebt, für jeden Zweck die geeignete Organisationsform zu finden. Der Staat scheut sich nicht vor einer Zusammenarbeit mit privaten Organisationen, und diese bringen dem Staat nicht das grundsätzliche Mißtrauen entgegen, das man anderswo gewöhnt ist.

Studenten und Staat

Diese von keinerlei Ressentiments vergiftete Atmosphäre scheint auch das Verhältnis der Studenten zum Staat zu kennzeichnen, soweit ich dies aus der Studentenperspektive beurteilen kann. Britta Johansson, die »internationale« Sekretärin der *Schwedischen Nationalen Studentenunion (SFS)*, umriß die Grundlagen der studentischen Politik wie folgt: Die Studentenunion betrachtet sich als Gewerkschaft und vermeidet jede Anlehnung an politische Parteien. Als Gewerkschaft will sie erreichen, daß niemand durch seine finanzielle Situation am Studium verhindert wird. Zudem aber soll die Studienhilfe ohne Rücksicht auf den finanziellen Status der Eltern des Studierenden gewährt werden, denn die schwedischen Studierenden stellen sich auf den Standpunkt, daß sie »erwachsen« seien, also in jeder Hinsicht unabhängig vom Elternhaus. Die Studentenunion arbeitet darauf hin, daß sie ihr Geld erhält – egal, ob es vom Staat kommt oder von andern Körperschaften, die oft genug mit Erfolg angebohrt werden –, ohne genaue Bestimmung über dessen Verwendung, eben in der Einsicht, daß sie am besten weiß, wo es am dringlichsten gebraucht wird.

Auf psychologischer Ebene scheinen Schwedens Studenten erreicht zu haben, daß ihre Organisation als politisch neutral anerkannt wird und daß Studenten als »Erwachsene« angesehen werden. In jeder parlamentarischen Kommission, die über Hochschulfragen zu beraten hat, sitzt – neben einem Vertreter der Professoren – mindestens ein SFS-Experte. Auch finanziell sind die Mittel beträchtlich, die den Studenten zur Verfügung stehen. Die Studenten selbst haben ihrer lokalen Studentenorganisation, der sie angehören müssen, einen jährlichen Beitrag von 120 Kronen (100 Franken) zu entrichten. (Dazu kommen die schon beschriebenen Unterstützungen von Staat und anderen Stiftungen).

Diese Zahl gilt für Stockholm. Auch in den andern Universitäten bewegen sich die Beiträge aber etwa in dieser Größenordnung. Die Höhe dieses Beitrages wird kompensiert dadurch, daß das ökonomisch ohnehin völlig illusorische Kollegeld gänzlich abgeschafft wurde. Diesem finanziellen Rahmen entspricht freilich auch die Aktivität. Es wird möglich, daß viele Aufgaben, die in der Schweiz noch die Kantone lösen müssen, in Schweden durch die Studentenunion gelöst werden können. Dabei geht es nicht darum, solche Möglichkeiten mit Schlagworten wie »Funktionärwesen« zu verwerfen, sondern zu beweisen, daß wir Studenten, die wir unsere Probleme täglich von nahem sehen, bessere Lösungen finden können als noch so gutmeinende, aber von der Vogelperspektive aus urteilende Politiker.

Studentenleben in Stockholm

Die Kosten des Studiums sind hoch. Insbesondere für das Essen muß der schwedische Student mehr bezahlen als irgendwo sonst auf der Welt. Im Selbstbedienungsrestaurant, das von der Studentenunion betrieben wird, gibt es eine reichliche und gute Mahlzeit für einen Coupon von 4.25 Kronen (ca. 3.50 Fr.).

Als durchschnittliche monatliche Studienkosten in Stockholm errechnete man gut 450 Kronen (ca. 380 Fr.). Das Stipendium, das heute 45% aller Studenten während drei Jahren erhalten, beträgt 350 Kronen, sodaß der Rest leicht aus Darlehen gedeckt werden kann, die bis zu 6 000 Kronen jährlich zu günstigen Bedingungen erhältlich sind.

Die Studentenunion versucht, die Stipendienzahlung vom elterlichen Einkommen unabhängig zu machen. Dem wurde vor einigen Tagen in einem parlamentarischen Kommissionsbericht Rechnung getragen. Auch wird versucht, das Darlehenssystem durch Vollstipendien zu ersetzen. Merkwürdigerweise schließen Studenten, die ihr Studium mit Darlehen finanzieren müssen, durchschnittlich ein Jahr später ab als die Stipendiaten.

2500 Stockholmer Studenten (d. s. 12%) wohnen in Studentenhäusern. Das Wohnproblem ist zwar noch immer groß. Man begnügte sich aber nicht damit, Zeter und Mordio zu schreien und aus eigener Initiative einige Tropfen auf den heißen Stein zu gießen, sondern man gründete erst einmal eine Stiftung – eine Organisation, die funktionierte. Das war 1957. 1965 sollen 5000 Studenten in Studentenhäusern wohnen, 1970 10 000. Die Häuser werden größtenteils durch Darlehen mit staatlicher Garantie finanziert. Projektierung, Bau und Verwaltung aber liegt in den Händen der studentischen Stiftung.

Ich besuchte das Studentenhaus »Jerum«, einen allerdings jeder Romantik baren Glaspalast für 410 Einzelpersonen und 42 kleine Familien (Zweizimmerwohnungen).

Ein vollständig möbliertes Einzelzimmer im Jerum kostet alles in allem (ohne das überall vorhandene Telephon) 145 Kronen monatlich (120 Fr.), eine Zweizimmerwohnung 265 Kr. (220 Fr.).

Weitere großzügige Projekte sind in Arbeit. Sie rücken allmählich in den Norden der Stadt, wo die neue Stockholmer Universität entstehen wird.

Uppsala, Tradition und Familienleben

In Uppsala, der altehrwürdigen und gemütlichen Universitätsstadt, leben gar mehr als 40% der 12 000 Studenten in Studentenzimmern und -wohnungen. Größtenteils handelt es sich um eigentliche Studentenquartiere. Eine traditionelle Spezialität Uppsalas ist dabei, daß die Wohngelegenheiten nach »Nationen« zusammengefaßt sind: Jeder Student hat einer »Nation« anzugehören, d. h. einer Landsmannschaft, meist nach Maßgabe der geographischen Herkunft, oft aber auch nach Lust und Laune.

Schon daraus ersieht man, wie ausgeprägt die schwedische Begabung ist, Neues aufzubauen, ohne Altes zu zerstören. Natürlich hängt das mit dem Platz zusammen, der überall vorhanden ist: Man kann das Neue *neben* das Alte stellen. Traditionen hindern die Studentenschaft nicht, ganz neuen Tatsachen Rechnung zu tragen: Zum Beispiel sind 25% aller Studenten Uppsalas verheiratet. Studentenfamilien sind vom Thema für gewagte Filme und für die Fragerubrik von Frauenzeitschriften zu einer normalen Erscheinung des Universitätslebens geworden. Demgemäß sollen 1964 in Uppsala 400 Familienwohnungen entstehen. Jährlich sollen 1000 neue Zimmereinheiten erstellt werden. Kindergärten, Studentenkirchen und Waschmaschinenfluchten zeugen von den Anstrengungen. Und ein Besuch bei einer jungen Familie in der Agrarhochschule Ultuna bei Uppsala zeigte mir, daß man nicht in Minimalismus machte: Die Siedlung im lockeren Wald mit Blick auf die fruchtbare Ebene machte mit ihrer großzügigen Raumaufteilung dem Weltruf der schwedischen Wohnkultur alle Ehre.

Die Universität Frescati

Auf die Gefahr hin, fortan als blindwütiger Progressist zu gelten, habe ich noch auf eine weitere Aeußerung der schwedischen Großzügigkeit in Erziehungsfragen hinzuweisen. Man erwartet – und erhofft – in Stockholm ein rasches Anwachsen der Zahl der Studierenden. Auf einem heute so gut wie unbebauten Areal, vier Kilometer nordöstlich vom Stadtzentrum, soll bis 1975 eine neue Universität für 15 000 Studenten stehen. Beachtenswert an diesem Projekt ist allerdings nicht so sehr, *daß* es gemacht wird, sondern vielmehr, *wie* es gemacht wird.

Dabei ist allerdings die Natur ein entscheidender Faktor: Sie liefert ein wundervolles, sanftes Hügelgelände mit lockerem Waldbestand und durchzogen von Seen und Wasserarmen ... Der zweite Faktor aber ist die weitsichtige Landesplanung, der es doch wohl zuzuschreiben ist, daß es dieses Gelände unmittelbar am Stadtrand noch gibt. Der dritte Faktor sodann ist die schwedische Offenheit, die es gestattete, daß ein *dänischer* Architekt den Projektwettbewerb gewann, einfach, weil er am meisten Ideen hatte: Seine Konzeption ist die einer kleinen Stadt in einem großen Parkgelände. Eine U-Bahn-Linie und eine Autobahn werden die Universität mit der City verbinden. Beinahe hätte ich dies nicht erfahren, denn es gilt als selbstverständlich ... Die Universitätsgebäude selbst sodann sind so gegliedert, daß nicht ihre Kapazität die Entwicklung, sondern die Entwicklung ihre Kapazität bestimmt: Die »feuchten«, also Laboratorien enthaltenden Gebäude, die durch eine der beiden Achsen des Gebäudekomplexes von den »trockenen« Gebäuden der Geisteswissenschaften getrennt sind, können verlängert werden, ohne daß dies die Gesamtkonzeption über den Haufen wirft, die »trockenen« Gebäude können verdoppelt werden.

Das schwedische Universitätswesen ist nur ein kleiner, aber bezeichnender Ausschnitt aus dem berühmt-berüchtigten »Sozialsystem«, in das jeder einzelne von der Geburt bis zum Tode eingebettet ist – so sicher, daß ihm materiell kaum etwas passieren kann.

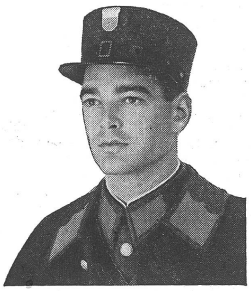
Man mag sich allerdings in einige Widersprüche verwickelt sehen, wenn man versucht, auf die Schablone des »sozialistischen« Schwedens zurückzukommen. Tatsache ist, daß dem Bürger so gut wie nichts passieren kann. Dagegen zeigt der Staat keinen übermächtigen Expansionswillen, sondern jedermann bemüht sich, für jeden konkreten Zweck die passenden organisatorischen Mittel zu finden. Tatsache ist, daß die Eigentumsverfassung wesentlich lockerer ist als

Fortsetzung auf Seite 9

Studenten!

Während Ihren nächsten Semesterferien finden Sie bei uns eine

lohnende Beschäftigung als



WÄCHTER

Sie verdienen monatlich Fr. 865.— zuzüglich ca. Fr. 100.— Ueberzeitentschädigung. Die Arbeit als Wächter bringt Ihnen zudem einen gesunden Ausgleich zu Ihrem anstrengenden Studium.

Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schriftliche oder telephonische Anmeldung entgegen. Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit zur Verfügung.

SECURITAS AG, Filiale Zürich
Hirschengraben 28, Telephon 34 50 55

Der Buchhändler

stellt Ihnen seine Erfahrung zur Verfügung und bedient Sie zuverlässig

10% Rabatt für Studenten mit Legi

DISS — ERTATIONEN

drucken wir mit IBM-Schrift in Offset
gut - schnell - preiswert

L. Speich AG Zürich
Brandschenkestrasse 47 Tel. (051) 27 08 50

DISKOTHEK

Schallplattenausleihdienst

Auf der Mauer 9 (Nähe Poly und Uni)

geöffnet Dienstag bis Freitag 11.00 bis 18.30 Uhr.
Samstag 9.00 bis 17.00 Uhr.

1000 Paare SKI

in Holz und Metall warten auf Sie! Riesenauswahl auch in Keilhosen, Skijacken und Schuhen. Günstig, da direkt ab Lager!

W. Stadelmann & Co. Zürich 5
Zollstraße 42 (beim HB) Telephon 44 95 14

Chemie

Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni
Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

LONZA

Lösungsmittel
Organische technische Produkte
Organische Zwischenprodukte
Kunststoffe
Stickstoffprodukte
Stickstoff- und kombinierte Dünger
Calciumcarbid
Ferro-Legierungen
Siliciummetall
Siliciumcarbid
Graphit

LONZA AG BASEL

Die verrückten Arbeiterlöhne in der Privatindustrie

Sie haben es sicher schon gehört: Die Sozialdemokraten und die Gewerkschaften verfolgen eine sture Nivellierungspolitik. Darum verdient ein Trämler nahezu soviel wie ein Hochschulprofessor und darum gehören die Bauarbeiter zu den Neureichen unseres Landes. Und weil das so ist, haben wir die Ueberkonjunktur, die Inflation, die hohen Bodenpreise und sind auf dem besten Weg, den wichtigsten Bestandteil der westlichen Kultur — die Lohnunterschiede — zu verlieren. Fragen Sie nur den freisinnigen Nationalrat Dr. Eibel, er wird es ihnen bestätigen.

Heute morgen las ich eine Gewerkschaftszeitung in der neue Vertragsabschlüsse in der Baumwollindustrie besprochen wurden.

Die folgenden neuen Minimallöhne sind da aufgeführt:

Betrieb in	Arbeiter Fr./Std.	Arbeiterinnen Fr./Std.
Bülach	2.56/3.02	2.05/2.31
Adliswil	2.50/2.70	2.00/2.25
Aarburg	2.75/3.10	2.20/2.40
Oberentfelden	3.00	2.15/2.20

Nachdem ich mich erholt hatte, griff ich zum Telefon und fragte einen, der es wissen muß.

Frage: Findet man noch einen normalen Schweizer, der mit diesen Löhnen seine berufliche Karriere eröffnet?

Antwort: Nein, damit erwischen sie nur Ausländer, die sich bei uns noch nicht auskennen.

Frage: Wieviel verdienen die Leute aber wirklich?

Antwort: Arbeiter 2.90 bis 3.30, Arbeiterinnen 2.05 bis 2.50.

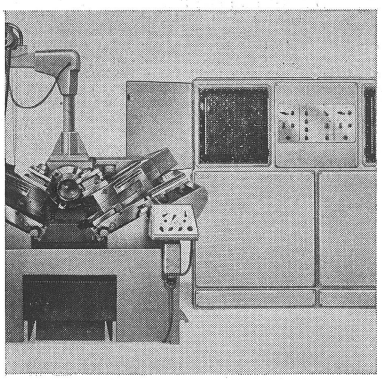
Frage: Aber ohne die letzte Lohnerhöhung?

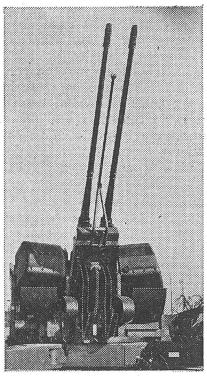
Antwort: Inklusive. Im Akkord verdienen sie aber etwa 25% mehr.

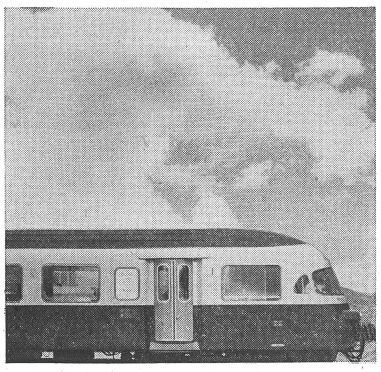
Nun können Sie erleichtert sein. Wir sind noch nicht nivelliert. Geschehen im Jahre 1964 und erzählt von einem, der es wissen muß.

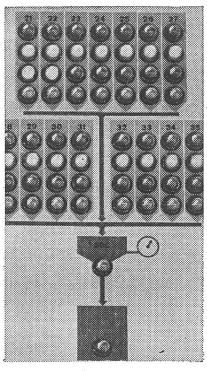
Ihre Sozialdemokratische Partei
Stauffacherstraße 5, Zürich 4

OERLIKON









Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon Bührle & Co. Zürich-Oerlikon/Schweiz

Telefon 051/46 36 10

Werkzeugmaschinen für die Metallbearbeitung

Druckluft-Bremsen für Eisenbahnfahrzeuge

Infanterie- und Fliegerabwehrgeschütze 5 u. 8 cm Pulverraketen

Kommandopulte zur Steuerung von Mischprozessen und Fabrikationsvorgängen

D-89

news, facts and gags

mitgeteilt vom Studentenspiegel Nr. 288 und ew Nr. 1 und 2

Dänemark

Dänemark hat soeben den Gedanken einer Weltuniversität geboren. Diese neue Form soll allerdings nicht die bestehenden Colleges und Universitäten ersetzen, sondern ist lediglich als Ergänzung dazu gedacht. Der Initiator dieses Projektes, das neue Versuchs-College in Kopenhagen, hat einen Aufruf veröffentlicht, um die Meinungen zu diesem Projekt zu erforschen. Die Meinungsäußerungen der Studenten sollen in einem Bericht erscheinen, der 1965 einer Konferenz zur Prüfung der Möglichkeiten, Weltuniversitäten zu gründen, als Arbeitsunterlage dienen soll.

Jedermann, der interessiert ist, eine Weltuniversitätenorganisation aufzubauen, kann sich für das Versuchs-College in Kopenhagen bewerben, die Studiensemester sollen noch dieses Jahr beginnen.

Paris

In der letzten Generalversammlung der UNEF wurde beschlossen, den Fachverbänden auf nationaler Ebene gegenüber den lokalen Vereinigungen aller Disziplinen mehr Gewicht zu verleihen, womit ein weiterer Schritt in Richtung auf die Studenten-Gewerkschaft vollzogen wäre. An der nächsten Generalversammlung Anfang Februar sollen neue Forderungsaktionen, wie Vorlesungs- und Prüfungsstreiks, beschlossen werden.

Kanada

Der Nationalverband kanadischer Studenten CUS forderte von der Regierung eine Erklärung für den Einsatz berittener Polizei an verschiedenen Universitäten, da sie, in manchen Fällen sogar mit Unterstützung von Professoren, Nachforschungen über die politische Tätigkeit der Studenten durchführte. Der CUS glaubte, daß mit diesen Untersuchungen die verfassungsmäßigen Rechte der Studenten als Bürger verletzt wurden.

Ein Komitee zur Beratung bei der Stipendienvergabe setzte die Regierungsbehörde der Provinz Quebec auf Wunsch der Studenten kürzlich ein. Das Komitee arbeitet nach Prinzipien, die seit Jahren von den Studentenverbänden befürwortet wurden. Die Mehrheit der Komiteemitglieder sind Studenten, die Vertreter der Regierung sind in der Minderheit. Die Kommission soll mindestens vier Sitzungen im Jahr abhalten und behandelt alle Fragen, die sich bei der Vergabe der Stipendien ergeben können (mitgeteilt vom Studentenspiegel).

UdSSR

Die Unruhen afrikanischer Studenten in Moskau können nach Ansicht von Sachkennern nicht darüber hinwegtäuschen, daß die politische Konsolidierung der ausländischen Studentengruppen im Sinne des Ostblocks im wesentlichen gelungen ist. Die Landsmannschaften werden von linientreuen Funktionären des jeweiligen Landes gesteuert.

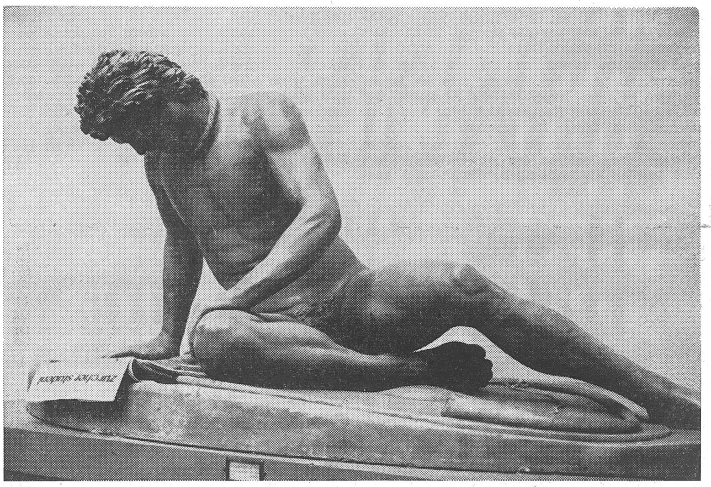
Die kürzlichen Vorfälle weisen lediglich darauf hin, daß sich die kommunistischen Funktionäre noch nicht in allen Gruppen endgültig durchsetzen konnten. Es ist jedoch mit Sicherheit damit zu rechnen, daß die Anführer der Unruhen unter Druck gesetzt und des Landes verwiesen werden, falls sie den kommunistischen Funktionären noch weiterhin Widerstand entgegensetzen.

Da bisher asiatische und lateinamerikanische Studenten kaum aus dem Ostblock abgewandert sind und auch keine Protestaktionen bekannt wurden, ist zu vermuten, daß ihre Landesgruppen von linientreuen Funktionären übernommen werden konnten.

Soeben erreichte uns die Nachricht, daß 13 afrikanische Studenten der Lumumba-Universität in Moskau, darunter der Präsident der Panafrican Student Union, in der Bundesrepublik eingetroffen sind, um dort das Studium fortzusetzen, da sie zwangsexmatrikuliert wurden. Die Moskauer Behörden hätten kein Interesse daran, ausländische Studenten an ihren Hochschulen studieren zu lassen, die nicht die »Pflicht einsehen, sich den sowjetischen Gesetzen zu fügen«.

Spanien

In Spanien herrscht ein akuter Mangel an Arbeitsplätzen für Absolventen der Rechts- und Politischen Wissenschaften. Es sollen 35% der Referendare ohne Arbeit und 45% unterbeschäftigt sein. Als nun die Regierung eine Gesetzesvorlage unterbreitete, brach in Madrid ein Streik aus, da nach Ansicht des spanischen Studentenverbandes SEU der Mangel an Arbeitsplätzen noch verschärft würde, weil nach der Annahme der Vorlage auch Offiziere, die ihren Rücktritt eingereicht haben, die Beamtenlaufbahn einschlagen können. *ML*



»Sterbender Gallier« oder »Am Strand«

Man sieht: Der »Zürcher Student« eignet sich v orzüglich, um in allen Lebenslagen gelesen zu werden.

Athen a. d. Limmat, 31. Januar 1964.

Dank der außerordentlichen Initiative der Redaktion ist es gelungen, die Agence Hermes Press mit dem Vertrieb unserer Zeitung zu betrauen.

Unser Bild zeigt, daß in dieser Sparte infolge Personalmangels auch zum Teil sehr prominente Leute beim Handverkauf eingesetzt werden müssen, um der starken Nachfrage unseres Blattes gerecht zu werden.

Shakespeare-Feier

Am Montag, 3. Februar, fand im Schauspielhaus die Gedenkfeier der Universität zum 400. Geburtstag von William Shakespeare statt. Daß die für den Unterricht so optimal gelegenen Stunden ausfallen, sei nur der Tatsache zu verdanken, so betonte Rektor Prof. Dr. Hadorn in seiner kurzen Einführungsrede, daß vor Shakespeare jedermann gleichsam auf »die Schülerbank der Gegenwart« versetzt werde.

Die Festrede Prof. Dr. H. Straumanns befaßte sich vornehmlich mit dem Problem des »redlichen Menschen« im Werk Shakespeares. Die Rede beschränkte sich aber nicht nur auf diesen einen Aspekt, sondern vermochte auch allgemeine Probleme der Shakespeare-Forschung und -Interpretation zu vermitteln. Shakespeare sei so sehr zum Maß aller Dinge geworden, daß alle Ausführungen notgedrungen fragmentarisch bleiben, jedoch fordere das Werk dennoch zu immer neuer Auseinandersetzung heraus. Aus der Geschichte der Shakespeare-Interpretation lasse sich eine Geschichte des abendländischen Denkens ablesen. So z. B. wurde während des 18. Jhdt. Shakespeare abgelehnt, da er zu wenig genau die klassischen Regeln des Dramas einhalte, oder zu Ende des 19. Jhdt., als mit dem Aufkommen der Psychologie plötzlich die Charakterstudien überhandnahmen.

Der Aspekt des redlichen Menschen, der bei Shakespeare »Loyal honest, faithful« heißen müßte, wurde an drei Beispielen, nämlich dem Horatio aus »Hamlet«, Kent aus »König Lear« und Pisanio aus »Cymbeline« nachgewiesen. Es ist der redliche Mensch, der beim Zusammenbruch aller Werte, wie im »König Lear« oder »Hamlet«, schließlich dennoch überlebt, auch wenn es für die Kräfte des ganz Reinen, wie Cordelia, schon nicht mehr zu existieren möglich ist. Der redliche Mensch ist im Werk Shakespeares meistens in Nebenrollen anzutreffen. Auch in seiner Sprache wird uns seine Redlichkeit bewußt, benützt er doch einfache und aufrichtige Worte, um seiner Meinung Ausdruck zu verleihen. John Harrison, vom Repertory Theatre in Birmingham rezitierte ausgezeichnet ausgewählte Partien, und die ganze Feier wurde von den Zürcher Kammermusikern mit zeitgenössischer Musik umrahmt. *br*

Die Jobsiade

Fortsetzung von Seite 5

Wir wollen also, was wir ohn' unsern Schaden
auch können,
Dem Hieronymus sein künftiges Glücke gönnen
Und in dem folgenden Kapitelchen
Mit ihm ins geistliche Examen gehn.

Neunzehntes Kapitel

Ehe er die Pfarre wirklich konnte antreten,
War, der Ordnung wegen, ein Examen von nöten,
Und er meldete sich bald darum
Beim hochwürdigen Ministerium.

Es geschah mit allen Umständen, wie sonst
bräuchlich.
Hieronymus betrug sich diesmal unvergleichlich
Und beantwortete augenblicks
Jeden Artikel frei und fix.

Das erregte nun bei sämtlichen Examinatoren
Ein mächtiges Spitzen ihrer ansehnlichen Nasen
und Ohren,
Weil ihnen noch nie ein Fall war bekannt,
Daß ein Ordinandus so gut bestand.

Die Herren konnten ihn nicht 's mindeste fragen,
Oder er wußt' ihnen gleich alles vollkommen zu
sagen,
Ja, es fand sich, daß er weit mehr verstund,
Als jeder von ihnen ihn fragen kunnt.

Keiner brauchte nun nach der Antwort auf die
Fragen,
So wie ehmals im Examen, Hem! Hem! zu sagen;
Sondern es hieß nun: Domine Hieronyme,
Respondisti bene benissime!

Sie fragten zwar mitunter einfältige Fragen,
Worauf ein Schulkind hätte Antwort können
sagen,
Wie's wohl mal im Examen ergeht,
Wenn man beim Exam'nator gut steht.

Doch einige wünschten ihn zu fangen durch
verfängliche Fragen,
Sie konnten ihn aber dadurch nicht ins Bocks-
horn jagen;
Gaben ihm also sämtlich den Ruhm
Als 'nen hochgelehrten Theologum.

Das Testimonium ward förmlich konzipieret,
Mit dem großen Ministerialsiegel sigillieret,
Alsdann ihm überreicht, und jeder hat
Ihm gratuliert vorerst als Kandidat.

Daß er so gut hatte thun bestehen,
Gab ihm auf dem Schlosse ein wichtiges Ansehen,
Und Herr von Ohnewitz hieß hinfort Hieronymum nicht mehr Er, sondern Sie.

In folgenden Zeiten und Tagen heckte
Man noch aus für ihn manche gute Projekte,
Besonders wie er hübsch einrichten könnt'
Sein zukünftiges Etablissement.

Unter anderm wollte man ihm nebenbei raten,
Die Witwe des Seligverstorbenen zu heiraten;
Allein als man ihm dieses kundgab,
Schlug er diesen Antrag rund ab.

Zwar war die Witwe ein herzensgutes Weibchen,
Noch jung und liebevoll wie ein Turteltäubchen;
Hatt' nur ein einzigs Kind, dies aber gab,
Weil's kränkelte, Hoffnung zu sterben bald ab.

Aber er hielt es für Unrecht, durch eine Quarre
Anzutreten eine geistliche Bedienung oder Pfarre;
Er dachte auch ohnehin noch immer dran,
Wie's ihm mit der ersten Ehe gegahn.

Hieronymus ward bald drauf als Pastor ordnieret
Und hat auf eine feine Antrittsrede studieret,
Und man machte für nächstkünftigen Sonntag
schon
Anstalten zur Introduktion.

Zwanzigstes Kapitel

Aber die Ohnwitzer Kossaten und Bauern
Wollten hierüber für Aerger fast versauern,
Und wo sie einer den andern sahn,
Stießen sie brummend die Köpfe an:

»Da schickt uns nun der gnädige Herr wieder
den Narr her
Und gibt uns denselben gar zum Pfarrherr!
Nein, das soll durchaus nit geschehn,
Und sollte es auch drunter und drüber gehn.
Denn es ist ja ein unerhörtes Exempel,
Daß ein Nachtwächter in der Kirche oder im
Tempel,
Weder in Ohnewitz noch in der Welt,
Als Pastor oder Priester ward angestellt.«

Eine Supplik, welche der Schulmeister vom
Dorfe
In der Schenke, vigore commissionis, entworfe,
Nebst förmlicher Erklärung der Protestation
Ware das Resultat davon.

Als nun solche in geziemenden Ausdrücken
fertig,
Waren des andern Tages alle Bauern
gegenwärtig,
Und damit wallte der ganze Troß
Durch Dick und Dünne zum Herren aufs Schloß.

Aber der gnädige Herr auf dem Schlosse
Fürchtete sich nicht vor diesem großen Trosse,
Nahm zwar die Supplik an mit Freundlichkeit,
Gab ihnen aber mündlich folgenden Bescheid:

»Ihr Ochsen, ihr Räckel, ihr Esel, ihr Flegel,
Nehmt einmal für allemal euch dies zur Regel:
Herr Hieronymus soll euer Pfarrer doch sein,
Oder ich lass' euch alle sperren ins Hundeloch
ein!«

Da hingen nun auf einmal die armen Tröpfe
Ihre breiten Mäuler und dicken Köpfe,
Sagten: »Ach ja, lieber, gnädiger Herr!«
Und gingen hin, wo sie gekommen her.

Fortsetzung auf Seite 11

Fortsetzung von Seite 7

in der Schweiz. Aber der verstaatlichte Sektor in der Wirtschaft ist überraschend klein. Tatsache ist, daß das Steuersystem ausgeprägt auf gleichmäßige Einkommensverteilung hinzielt. Und ich glaube auch, daß Schweden lange vor der Schweiz auf Grund bewußter Anstrengungen den »natürlichen« Gleichgewichtspreis auf dem Wohnungsmarkt wieder erreicht haben wird.

Psychologie des Wohlfahrtsstaates

Tatsache ist also, daß Schweden kein sozialistischer Staat ist. Aber Schweden ist ein Wohlfahrtsstaat. Nicht ein vom Dogma her aufgebauter, sondern ein auf den Zweck hin gerichteter Wohlfahrtsstaat. Und als solcher ist er vielleicht – ob wir das wünschen oder nicht – das Muster des typischen Staates von morgen. Gehen wir von der Vermutung aus, daß es den Technologen in der überwiegenden Zahl von Fällen gelingen werde, die geeigneten Mittel für einen konkreten Zweck zu finden – das Beispiel Schweden legt diese Vermutung nahe –, so wird die Konzeption des Wohlfahrtsstaates ein soziologisches und psychologisches Problem.

Es ließe sich vielleicht etwa so formulieren, daß die traditionellen Bindungen des Einzelnen immer mehr durch funktionelle Bindungen abgelöst werden. Familie und Herkunft wirken sich weniger bestimmend auf die Aufgabe aus, die dem Einzelnen in der Gesellschaft zugewiesen wird, als seine natürlichen Fähigkeiten. Diese werden damit immer mehr zum bestimmenden Faktor der Funktion des Einzelnen und damit seiner sozialen Position.

Es ist indessen noch außerordentlich schwer, die sozialpsychologischen Auswirkungen der Wandlung zum Wohlfahrtsstaat zu fassen. Man behilft sich auch hier mit Schlagwörtern wie »Entwurzelung« und »Verantwortungslosigkeit«, man weist auf die sittliche Verrohung hin, die in Schweden immer mit leisem Vergnügen gleich an mehreren Beispielen belegt wird, und man klagt schließlich über die politische Urteilslosigkeit breiter Schichten.

»Tystnaden«

»Tystnaden« heißt »Schweigen« und ist der Titel des neuesten Bergman-Films, dessen Ruf den Filmzensoren Europas bereits im voraus schlaflose Nächte bereitet haben dürfte. Ich habe den Film gesehen und betrachte ihn als geeignete Illustration zur Psychologie des Wohlfahrtsstaates. Gegenstand ist wohl das Schweigen, das auf brennende Fragen folgt. Hauptpersonen des Films sind zwei Schwestern. Die eine versucht, ihre Lebensbedürfnisse mit sittlichen Prinzipien und Sublimierungen niederzukämpfen. Sie siecht hoffnungslos dahin. Die andere, offensichtlich die »moderne«, zögert nicht, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Ihr Tageslauf verläuft hektisch, ihre Gesichtszüge formen sich zu einer Mischung aus Kälte, Nervosität und Gier. Hinter allem steht das Schweigen, das sich auftürmt über dem kompaßlosen Suchen des modernen Menschen, der sein Gleichgewicht in der Gesellschaft immer mehr verliert über der ständigen Frage, was er *kriegen* könnte – denn das ist doch die Frage, die an die Stelle jener anderen Frage getreten ist, die vielleicht der Hauptpromotor der industriellen Revolution war: Die Frage, was man *leisten* könne.

Es ist kaum denkbar, daß sich eine so tiefgreifende *Wandlung* wie die vom »Leistungs«-Staat zum Wohlfahrtsstaat ohne ebenso tiefgreifende *Störungen* vollziehen würde. Die entscheidende Schlußfrage lautet deshalb, wie das neue sozialpsychologische Gleichgewicht aussehen wird. Wird die neue, funktionalisierte, nicht mehr mit Hypotheken der Tradition belastete Gesellschaft auch neue emotionelle Gruppenbindungen schaffen können und auf dieser Grundlage zu einer höheren Auslastung der persönlichen Anlagen gelangen? Oder – die zweite Möglichkeit – wird die menschliche Natur ihr Gleichgewicht in einem »seelenlosen« Leerlauf finden, womit in der Tat Visionen von einem vollautomatisierten Ameisenstaat Wirklichkeit würden?

An dieser Frage wird sich, so denke ich, Wert oder Unwert des Wohlfahrtsstaates entscheiden, und über dieser Frage breitet sich vorläufig auch in Schweden noch tiefstes Schweigen.

Christian Lutz

Studentische
Arbeitsgemeinschaften
beider
Hochschulen
Zürich

Wir diskutieren am runden Tisch

Aus den Arbeitsgemeinschaften

Hochschule morgen

Daß Hochschulprobleme in den Arbeitsgemeinschaften besprochen werden, gehört schon zur guten Tradition der AGH. Auch bietet die ungeheure Vielschichtigkeit und Aktualität des Komplexes immer wieder Stoff zur Diskussion. Deshalb ist es aber andererseits betrüblich, zu sehen, wie klein der Kreis derjenigen Studenten bleibt, der sich an einer solchen Arbeitsgruppe beteiligt, ist es doch ein Thema, zu dem sich jeder Hochschulbenützer seine Gedanken gemacht haben sollte. Schade wäre es auf jeden Fall, wenn diese Interesselosigkeit dahin gedeutet werden müßte, daß die Studenten von der Wirkungslosigkeit solcher Diskussionen überzeugt wären oder daß sie an der Ausgestaltung unserer Alma mater keinen Anteil nehmen in einer Zeit, wo sich maßgebende Entwicklungen vollziehen.

Zwei Tatsachen sind es vor allem, welche zur Beunruhigung Anlaß geben sollten. Einerseits ist es das große Ansteigen der Neuimmatrikulationen. Noch nie dagewesene Studentenzahlen wurden gerade wieder in diesem Wintersemester erreicht. Nachwuchsförderungs-Programme lassen kaum auf einen merklichen Rückgang schließen. Dazu kommt zweitens ein ständig wachsendes Manko an Akademikern in einzelnen Berufsgattungen. So stellte eine eidgenössische Kommission unter Prof. Dr. H. Schultz (Bern) in einem kürzlich bekannt gewordenen Bericht fest, daß 1970 mit folgenden Fehlbeträgen zu rechnen sei: Protestantische Theologen 150-250; katholische Theologen ca. 200; juristische und wirtschaftswissenschaftliche Berufe wie auch Kunsthistoriker, Bibliothekare und Journalisten schwer abschätzbar; Aerzte 300-400; Zahnärzte ca. 750; Tierärzte 190; Apotheker 90-100; Lehrer an höheren Mittelschulen 230 (in 1975 = 600); Hochschullehrer fast in allen Fächern fehlender Nachwuchs.

Ebenso alarmierend und auch etwas beschämend ist die Feststellung von Prof. Dr. F. Kneschaurek (St. Gallen), daß die Schweiz in der Hochschulausbildung, bezogen auf den allgemeinen Wohlstand des Landes, unterentwickelt ist und daß der Anteil der Schweizer Hochschulstudenten an der 20- bis 29jährigen Schweizer Wohnbevölkerung – auf Grund des erreichten Standes der wirtschaftlichen Entwicklung in unserem Lande – etwa doppelt so hoch sein müßte, wie er tatsächlich ist.

In diesem Sinne hat sich denn auch die Arbeitsgemeinschaft mit den Konsequenzen derartiger Betrachtungen befaßt. Abgesehen von einer Zurückbesinnung auf die eigentliche Bestimmung unserer Universitäten, ausgehend von der Humboldt'schen Universitätsidee und der Frage »Akademie oder Fachschule« (Studium generale), wurde ein Schema verschiedener Maßnahmen zu Grunde gelegt.

Es sind dies:

1. Die Zahl der Hochschulstudenten muß erhöht werden, soll die Schweiz sich in gesellschaftlicher Hinsicht und im wirtschaftlichen und technischen Konkurrenzkampf behaupten. (z. B. Stipendien, Schulgelderlaß, frühzeitige Aufklärung über das Studium, Hochbegabtenförderung, Post-graduate-Studium)

2. Ausweitung des Lehrpersonals. Schaffung attraktiver und genügender Arbeits- und Gehaltsbedingungen für Hochschuldozenten. Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. (Assistenzprofessuren etc.)

3. Entlastung der Dozenten von administrativem Ballast. Bereitstellung ausreichender Assistenten und Hilfskräfte.

4. Förderung der wissenschaftlichen Institute für eine intensivierte Forschungstätigkeit.

5. Ausbau der Hochschule und ihrer Institute. Großzügige und einsichtige Planung. Bereitstellung ausreichender Ausbildungsplätze und Materialien.

Soweit also die Probleme, mit denen sich die Arbeitsgemeinschaft in Zusammenarbeit mit sachkundigen Referenten beschäftigt. Ueber die Ergebnisse wird in einer späteren Nummer des »Zürcher Studenten« im Zusammenhang mit anderen Berichten und Feststellungen zum Hochschulproblem geschrieben werden.

B. Hatt

Politischer Abendschoppen / Diskussionsabend vom 20. 1. 1964

Thema: Kultur der farbigen Völker und die Entwicklungshilfe

Referent: Prof. Dr. V. Maag, Uni Zürich

Ohne eine Wertung der Kulturen farbiger Völker im Vergleich zur europäischen Kultur und Zivilisation vorzunehmen, besteht heute die Tatsache eines Kulturgefälles in Richtung von »Weiß« zu »Farbig«. Dieses beruht vor allem auf zwei Faktoren: 1. weil die kolonialisierenden Europäer als herrschende Schicht einen starken Einfluß ausübten und 2. weil die farbigen Völker von der technischen Ueberlegenheit der Europäer fasziniert sind.

Dieses Kulturgefälle hat zur Wirkung, daß die farbigen Völker von einem ungeheuer starken *Inferioritätsgefühl* beherrscht werden, welches jedoch auf Grund ihrer eigenen kulturellen Leistungen unberechtigt wäre und das heute in oft ungesunder Weise von einzelnen ihrer Vertreter kompensiert wird. Aus diesem Minderwertigkeitsgefühl erklärt sich bei in Europa erzogenen farbigen Studenten das erstaunliche Nichtwissen und Nichtwissenwollen ihrer Herkunft und ihrer eigenen Kultur, was ihren Wert als Stütze zum Aufbau selbständiger Staaten oft zweifelhaft erscheinen läßt.

Die Lage der Entwicklungsländer wird noch schwieriger durch die politische Situation, welche durch das Bild: »mündig werdendes farbiges Kind zwischen entzweiten weißen Eltern« charakterisiert werden kann.

Durch die politische Lage herrscht heute in der Entwicklungshilfe oft die Tendenz, handgreifliche, vorzeigbare Erfolge zu erzielen, die propagandistisch auswertbar, jedoch nicht immer sehr förderlich für den langsamen Evolutionsprozeß dieser Völker sind.

Das für uns oft unerklärliche Verhalten farbiger Menschen kann vielfach verstanden werden durch seine *starke kollektive Bindung*, d. h. der Stamm ist die Welt des Farbigen, und dieser ist wichtiger als das einzelne Individuum. Außerhalb des Stammes fühlt sich dieses nicht wohl und auch von den loyalen Verpflichtungen innerhalb des Stammes entbunden.

Ein spezielles Problem stellen darum die durch den wirtschaftlichen Sog aus dem Stammesverband herausgenommenen Menschen dar, die nun am Rande der Zivilisation ein haltloses Proletariat bilden. Sie werden sehr stark durch die schwarze Magie gegeißelt (u. a. erschreckende Zunahme der Ritualmorde), und es entstehen viele neue Religionen (als dissidente Kirchen bezeichnet).

Trotz allen Schwierigkeiten *muß* die Entwicklungshilfe durchgeführt werden, weil wir diese Völker kolonialisiert haben und damit ihre ursprünglichen Bindungen zerrissen, ihre Welt zerstört haben und sie nun nicht sich selbst überlassen dürfen. Als unsere Verpflichtung gilt es nun, den gezeigten Weg weiter verfolgen zu helfen. Aber wie? Indem wir diesen Völkern geduldig beistehen, daß sie ihr natürliches Selbstvertrauen zurückfinden und daß *sie selbst*, auf dem Boden ihrer eigenen Kultur, ihre eigene neue Welt aufbauen, im Rahmen der modernen Zivilisation.

Einige positive Ansätze in dieser Richtung sind erwähnenswert: z. B. Jomo Kenyattas aufbauendes Programm in Kenya und der Religionsführer Isajah Shembe der Zulu mit seinem mit afrikanischer Tradition durchsetzten Christentum (analog zum frühen germanischen Christentum).

Hans E. Keller

Psychologische Kriegführung

2. Arbeitssitzung

Den Auftakt des Abends bildete ein Resümee des Buches »Der einsame Soldat« von R. Bigler, in dem die traditionelle soziologische Struktur der militärischen Organisation kritisch geprüft wird. An Hand der Erfolge der israelischen Armee im Sinaifeldzug soll gezeigt werden, daß die äußeren Formen der klassischen Disziplin wie Drill, Strammstehen, Grüßen etc. heute unzweckmäßig geworden sind und daß neue Formen der Soldatenerziehung gefunden werden müssen.

Die nachfolgende Diskussion, die lebhaft, dank der Anwesenheit eines Instruktionsoffiziers zum Teil sogar stürmisch verläuft, zeigt, daß das Problem sehr aktuell ist. Die meisten Teilnehmer sind zwar der Ansicht, daß man sich vor allzu revolutionären Neuerungen hüten müsse. Man kann z. B. die Erfahrungen der israelischen Armee nicht unbesehen auf unsere Verhältnisse übertragen, da Opferwille und Einsatz des Schweizer Soldaten in der heutigen Situation nicht so groß sind wie bei den Israeli. Einig ist man sich aber darüber, daß die aufgeworfenen Fragen auch bei uns brennend sind. Vor allem stellt sich das Problem der Führung kleinerer Gruppen, wo wegen des persönlichen Kontaktes psychologisches Geschick oft über Erfolg und Mißerfolg entscheidet.

Verschiedene Vertreter von Spezialwaffengattungen klagen darüber, daß bei ihrer Unteroffiziers- und Offiziersausbildung die Probleme der Menschenführung, Gruppenpsychologie etc. stark vernachlässigt worden sind, hoffen aber, daß die Verhältnisse in der Infanterie besser sind. Leider antwortet aber ein anderer Diskussionsteilnehmer, daß er gerade als Infanterist aus der Zentralschule komme und daß auch in seiner Waffengattung das Niveau der Führerausbildung bedenklich tief sei. Als Folge dieser Verhältnisse werden genannt: zahlreiche Reibereien, antimilitärische Strömungen, mangelhafte Disziplin und Leistungsfähigkeit, beschämende Defensive gegenüber der Propaganda totalitärer Staaten.

Die Bemühungen der Sektion »Heer und Haus« werden als symbolische Geste des guten Willens unserer Behörden begrüßt, im psychologischen Krieg nicht nur zu klagen und Phrasen zu dreschen, sondern etwas zu tun. Allgemein ist man aber der Ansicht, daß mit ein paar Vorträgen die psychologischen Probleme in der Armee nicht gelöst werden können. Außerdem wird darauf hingewiesen, daß ein Dienstchef von »Heer und Haus« in einer Arbeitsgruppe des vorherigen Semesters einen sehr schlechten Eindruck hinterlassen hat, weil er mangelhaft informiert war und ungeschickt diskutierte.

Bei der Frage nach den Gründen dieser unbefriedigenden Lage ist der anwesende Instruktionsoffizier der Ansicht, daß die Schuld beim schlechten Instruktionskorps liege. Er dringt damit aber nicht durch, da die meisten das durchschnittliche Niveau der jungen Berufsoffiziere unter Berücksichtigung der ungünstigen Arbeitsbedingungen wie Bezahlung, Arbeitszeiten, beschränkte Meinungsfreiheit als erstaunlich hoch beurteilen. Man ist allgemein eher geneigt, unsere Schwäche im psychologischen Krieg bei der höheren Führung zu suchen, die wegen ihrer Autoritätsstellung von der Realität abgeschnitten in einer eigenen Ideenwelt lebt, von den psychologischen Schwierigkeiten am unteren Ende der Hierarchie nur vage Ahnungen hat und deshalb auch nicht viel zur Sanierung der Lage unternehmen kann. Mit Bedauern stellt man mindestens in einzelnen Fällen fest, daß Kritik, die einzig und allein im Bestreben geäußert wird, die Lage im Interesse unseres ganzen Volkes zu verbessern, zur Prestigefrage gemacht und mit unsachlichen Mitteln bekämpft wird, was in der Demokratie eines Führers unwürdig ist.

Als Lösung wird vorgeschlagen, alle Führungs- und sonstigen psychologischen Schwierigkeiten in unserer Armee systematisch aufzuspüren, zu analysieren und mit diesem Material Methoden zur besseren Führerausbildung aufzubauen. Mit dieser Arbeit könnte z. B. ein Universitätsinstitut für angewandte Soziologie betraut werden.

Literarischer Abendschoppen

In letzter Zeit hat ein junger Schweizer mit dem Versuch, die Welt konsequent aus der Kanalisationsperspektive zu sehen, in der Schweiz selbst und auch in Deutschland beträchtliche Beachtung gefunden. Auch der Literarische Abendschoppen beschäftigte sich also eines schönen Abends mit Hugo Loetschers »Abwässern«. Die bisherige Arbeits- und Diskussionsmethode bewährte sich erneut: Sprache, Form und Inhalt wurden analysiert, die Wertung folgte am Schluß. Das Buch heißt »Ein Gutachten«, in Sprache und Form ließ sich dieser Gutachtencharakter nachweisen. Auffallend war die strenge Sachlichkeit der Sprache, die aber manchmal gerade auf Grund ihrer Nüchternheit und ihres ironischen understatements eine poetische Wirkung erreicht. Es ist die Sprache eines Inspektors der Abwässer, der bei einem Umsturz Rechenschaft über sein Amt ablegen muß. Dieser Rechenschaftsbericht wird immer mehr zur Abrechnung mit einer ganzen Existenz, die Funktion des Abwasserinspektors wird deutlich als menschliche Grund- und Ausgangsposition, mit dem Abwasserblick kanalisiert der Inspektor leidenschaftslos und objektiv den Seelenschlamm seiner Mitmenschen. Gerade der distanzierte Stil verhindert, daß der Bericht allzu penetrant persönlich, allzu sehr das hintergründige Klagelied eines komplexbeladenen Intellektuellen wurde, obwohl gerade an diesem Punkt die Kritik eines Teiles der Diskussionsteilnehmer einsetzte. Im Untergrund sei dauernd ein etwas aufdringliches Ressentiment spürbar, und selbst die Ironie sei eigentlich nur Ausdrucksmittel für das Ressentiment. Das Buch sei gut, aber keineswegs ungewöhnlich. Der andere Teil der Abendschöppler schätzte dagegen den Wert des Buches erheblich höher ein. Hugo Loetschers »Abwässer« seien, wenn schon nicht epochemachend, so doch zumindest eine der bedeutsamsten Neuerscheinungen des vergangenen Jahres und in allen Teilen gelungen. Glücklicherweise minderte der Wein etwas die Schärfe der Gegensätze, so daß man am Schluß friedlich voneinander schied.

hh

Fondue-Kochkurs

Während die andern Arbeitsgruppen sich mit hochgeistigen Themen beschäftigen, frönen wir im Fondue-Kochkurs eher den leiblichen Genüssen, wobei auch ganz besonders die ehrwürdige Kunst der Geselligkeit voll auf ihre Rechnung kommt. Die Fondue-Abende werden, meist gegen das Ende der Woche, und wenn möglich bei Studenten zu Hause abgehalten. Kaum sind alle lernbegierigen Teilnehmer eingetroffen, beginnt ein eifriges Vorbereiten. Gewisse Leute haben es schon zu einer außergewöhnlichen Virtuosität im Brotschneiden gebracht und werden bestimmt bis Ende Semester sämtliche Landesrekorde in dieser Disziplin schlagen. Sind die grundlegenden Vorarbeiten beendigt, instruiert der Kursleiter die Köche und Köchinnen, denn jedesmal wird eine neue Variante des Fondues ausprobiert (dies sollte noch für mehrere Fondue-Kochkurse möglich sein, kennt der Kursleiter doch weit über 100 Fondue-Rezepte), dann schart sich männiglich um die Kochplatten, in etwa sechs Caquelons wird gleichzeitig gekocht, alles schaut gebannt dem rituellen Vorgang des Fonduekochens zu, die Spannung steigt – ob sich wohl aus dem Klumpen Käse, der da so im Wein herumschwimmt jemals etwas Eßbares ergibt? so fragt der ketzerische Neuling, während die Versierten unter ihnen diskutieren, ob man das Fondue nur in Figur-Acht-Form oder auch im Kreis herum rühren dürfe. Allen Zweifeln zum Trotz steht schließlich ein regelrechtes Fondue auf dem Rechaud. Daß es jetzt keine langen Aufforderungen mehr braucht, sich zu Tisch zu setzen und die Brotwürfel einzutunken, sollte klar sein. In bedeutend kürzerer Zeit, als zur Vorbereitung gebraucht wurde, sind die Caquelons wieder leer, und das Problem stellt sich, was mit dem angebrochenen Abend geschehen soll. Immerhin ist zu sagen, daß es bis jetzt auf zufriedenstellende Art und Weise gelöst wurde, dauerte der letzte Abend des Fondue-Kochkurses doch bis zum Frühstück am Sonntagmorgen.

Fondue Flambée

Zutaten pro Person:

1 dl einfacher Weißwein
150 g Käsegemisch, geraffelt oder gehobelt (empfehlenswerte Mischung: 75 g Greyerzer, 50 g Emmentaler, 25 g Appenzeller vollfett)
ca. ½ Teelöffel Maizena
1 Knoblauchzehe
ca. ¼ dl Kirsch

Zubereitung: Man gibt den Weißwein in den Caquelon, erwärmt ihn auf dem Herd und fügt den fein gehackten Knoblauch bei. Sobald sich Schaum auf dem Wein bildet, gibt man sorgfältig den Käse (Achtung, Klumpen!) hinein und rührt mit einem Holzlöffel ständig um. Sobald der Käse vollständig geschmolzen ist, gibt man das mit dem Kirsch angerührte Maizena in das Fondue, läßt es unter ständigem Rühren kurz aufkochen und bringt es mit dem Rechaud auf den Tisch. Das Rechaud auf die größte Flamme einstellen und warten, bis das Fondue wieder kocht, dann ein mittleres Likörglas Kirsch beifügen, nicht rühren, sondern den Kirsch ca. 1 Minute erhitzen lassen, dann anzünden.

Die heutigen Lehrer leiern ihre Vorträge bloß immer wieder herunter, langweilen die Schüler mit beständigen Fragen und wiederholen immer dasselbe. Sie bemühen sich gar nicht, herauszufinden, worin die natürlichen Neigungen ihrer Schüler bestehen, so daß diese genötigt sind, zu tun, als ob sie gern studierten; sie versuchen auch gar nicht, die besten Anlagen der Studenten zu entwickeln. Was sie den Studenten geben, ist bereits falsch, und was sie von ihnen erwarten, ist ebenso falsch. Infolgedessen verstecken die Schüler die Lieblingslektüre, hassen ihre Lehrer, sind über die Schwierigkeiten des Studiums verärgert und wissen gar nicht, was sie davon haben. Obwohl sie die normale Studienlaufbahn durchmachen, geben sie das Studieren bald auf, sobald sie die Kurse hinter sich haben. Das ist der Grund des Mißerfolges der heutigen Erziehung.

aus: Khung Futse, 551—479 v. Chr.

Die Jobsiade

Fortsetzung von Seite 9

Aber einige von ihnen nahmen, aus Rache
Gegen den neuen Pfarrer, hoch und teuer
Absprache,
Seiner künftigen Predigt und Lehr'
Nicht zu geben das mindste Gehör.

Als man indes Sonntags die Glocke geläutet
Und zur Antrittspredigt alles war bereitet,
Fanden sich alle Ohnwitzer, groß und klein,
Höchst zahlreich in die Kirche hinein.

Selbst die, welche vorher das Gegenteil abgesprochen,
Haben aus Neugier ihren Vorsatz gebrochen
Und sagten: »Ich will doch einmal 'neingehn
Und, was der Kerl da saget, besehn«.
Der neue Herr wies recht seine Rednertalente
In der Oration. Ich zeige die Hauptkontente,
Soviel ich davon mich erinnern kann,
Im folgenden neuen Kapitel an.

Einundzwanzigstes Kapitel

»Geliebteste Freunde und Zuhörer! Ich betrete
Hiemit zum erstenmal diese geweihte Stätte
Und zeige euch heute öffentlich
Als euern rechtmäßigen Seelsorger mich.

»Der Himmel hat dieses ohn' alles mein Denken,
Ohne mein Suchen und Zuthun also wollen lenken,
Indem er mich zum Prediger schüf
Und mich zu euch nach Ohnewitz rief.

»Zwar weiß ich, meine Hochteuer- und Vielgeliebte,
Daß manchen von euch dieser Ruf herzlich betrübte,
Sintemal ich in euerm Sinn
Nur ein Aergernis und Thorheit bin.

»Weil ich vorher euer simpler Schulmeister gewesen,
Ja gar zu Schildburg als Nachtwächter gebläsen,
Darum nun glaubet und denket ihr,
Es steckte kein rechtschaffner Lehrer in mir.

»Allein ich will euch aus alten Geschichten
Viele auffallende Beispiele berichten,
Daß oft aus einem simpeln Ding und schlechten Mann
Was Rechtschaffnes und Großes werden kann.

»Ihr könnt selbst gehörigen Ortes nachschlagen
Alles, was ich euch hier werde vortragen.
Wer war unser erster Stammvater Adam?
War's nicht ein Erdenkloß, wovon er herkam?
»Abram ging als Exulant aus Haran,
Jakob hütete die Schafe bei Laban;
Und dennoch wurden sie beide nachher
Hochberühmte Erzväter.

»Ismael mußt' als Jungfernkind fast tot dürsten
Und ward doch ein Vater von zwölf Fürsten.
Joseph, erst Sklave und Arrestant,
Ward Großwesier in Aegyptenland.

»Moses lag als Findling am Ufer im Schilfe,
Wäre ertrunken ohne ungefähre Hilfe,
Und dennoch wurde er hernachmal
Der große Israeliten-General.

»Saul triebe zuerst die Langohren,
War doch hernächst zum König erkoren;
Und David mit seinem Hirtenstab
Ward König, that auch den Goliath ab.

»Hiob ward vom Satan arm geschlagen,
Aber doch reich in seinen alten Tagen;
Und Ruth, die Aehrenleserin,
Wurde die reiche Frau Boasin.

»Nebukadnezar ging eine Zeitlang auf allen vieren
Und fraß Gras und Heu gleich andern Tieren,
Und man nahm ihm Purpur und Königskron';
Doch bestieg er nachher den verlornen Thron.

»Auch unter den Propheten und Aposteln waren Leute
Von geringer Abkunft und wenigem Bedeute:
Hirten, Zöllner, Fischer, ein Teppichfabrikant,
Und von anderm schlechten Gewerbe und Stand.

»Ich gehe zu mehrern Erweckung lieber,
Meine Geliebten, zur Profangeschichte hinüber,
Ob ich gleich aus Altem und Neuem Testament
Euch viele Exempel noch nennen könnt'.

»Der allgemein bekannte große Artaxerxes,
Jeder von euch, meine teuren Zuhörer, merk' es!
Stand erst in sehr geringem Ansehn
Und ward doch König in Persien.

»Darius war gar nur ein ehrlicher Büttel,
Bekam doch den Perserthron und Königstitel;
Und Agathokles, eines Töpfers Sohn,
Bestieg den sizilianischen Thron.

»Romulus und Remus, zwar vom Götterstamme,
Hatten als Findlinge eine Wölfin zur Amme,
Da doch Roma, die große Stadt,
Von ihnen den ersten Ursprung hat.

»Vom König Tullius Hostilius melden die Schreiber,
Er sei gewesen ein lumpiger Kühtreiber;
Und vom Böhmerkönig Primislas
Melden die Chroniken ebendas.

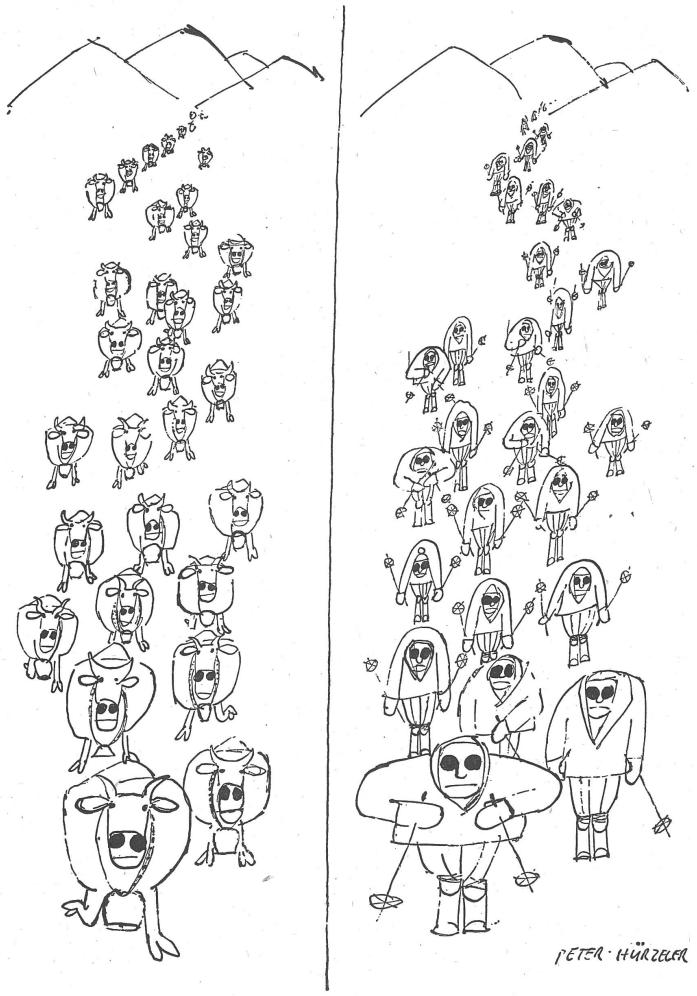
»Kaiser Aurel war ein Bauernbube vom Lande,
Der große Tamerlan gleichfalls vom Bauernstande;
Kaiser Mauriz, der Kappadokier,
War gar, wie ich ehmals, Nachtwächter.

»Papst Niklas Quintus war erst Mediziner;
Der große Fürst Narses ein verschnittener Diener;
Kaiser Justin und Galer und Papst Sixt, alle drei,
Hüteten in ihrer Jugend die Säu'.

»Lutherus, ein armer Augustinerpater,
Ward nachher der so große Reformater,
Schaffte das Fasten ab und machte die Klerisei
Vom beschwerlichen Cölibate frei.

»Auch hat man viel alte Poeten und Philosophen,
Welche blutarm waren, angetroffen:
Plautus mußte die Mühle drehen,
Arm waren Kodrus, Epiktet, Demosthen.

Fortsetzung Seite 16



Die Alp

im Sommer im Winter

die kitsch ecke

»O Boleslav«, schluchzte sie, »du trägst die Schuld daran. Warum hast du mich so lange warten lassen? Und warum hast du den Leuten so viel Anlaß zu übler Nachrede geboten? – Und dann der Widerstand Papas, der doch nie zu überwinden gewesen wäre. –

Was sollte ich armes Mädchen . . . ?«

»Bitte, es macht nichts«, erwiderte er lustig.

»Und du bist mir nicht böse?«

»Oh, nicht im mindesten.«

Schweigend begleitete er Helene in die Nähe des Dorfes zurück, nahm freundlich Abschied und versprach nochmals, alles zu tun, was in seinen Kräften stände, um ihren Verlobten zu retten.

Sie dankte, machte eine artige Verneigung und entfernte sich. So endete die große Liebe seines Lebens. . .

Und als er den Schatten ihrer schmalen Gestalt hinter den letzten Häusern hatte verschwinden sehen, quoll in wildem Jubel der Name »Regine« aus seiner Seele.

Nun war der Weg frei – frei für die jauchzende Sünde.

Doch was hieß Sünde, wenn das, was sich Tugend nannte, so kläglich zusammenfiel?

Wo war das Böse, wenn das Gute zum Gespötte ward?

»Nimm sie hin – reiße sie an deine Brust – was morgen kommt, soll dich nicht scheren. Mag sie dir folgen von einer Schlacht zur andern – mag sie Männerkleider tragen, wie jene Leonore Prohaska, die ganz Deutschland als Heldin feiert. Regine – Regine!« jubelte er abermals und streckte im Laufen die Arme aus. Ueber die mondhellen Wiesen ging sein Lauf. Höher und dunkler stieg das Gebüsch des Ufers vor ihm empor. Am Katzenstege stand sie wohl und harrte seiner, wie sie allezeit getan.

»Regine!« rief er über den Fluß.

Nichts antwortete ihm. Tiefe Stille ringsum – nur durch die jungen Blättchen der Erlen floß ein leises Rieseln, das klang, wie wenn ein Träumender durch halbgeschlossene Lippen atmet. Von dem unsichtbaren Flusse drang ein feines Geplätscher herauf. Das Wasser stand niedrig und brach sich in den spitzen Kieseln.

Er erklomm die Stiege.

»Regine!« rief er nocheinmal. – Schweigen wie zuvor.

Da gewahrte er, daß fast in der Mitte des Steges das schwankende Geländer durchbrochen war. Morsche Splitter hingen an beiden Seiten herab.

Erschrocken neigte er sich zum Flusse herunter . . .

Auf der silbernen Fläche schwamm der Leichnam eines Weibes. . . .

Aus: H. Sudermann: Der Katzensteg. (1889)

br

Einen halben Tag pro Woche als Redaktionssekretärin des »Zürcher Student«

Wer dazu Zeit und Lust hätte: Dieser interessante Posten wird auf Beginn des Sommersemesters 1964 wieder frei.
Für die Erledigung der laufenden Korrespondenz und anderer Büroarbeiten der Redaktion kann hier eine Studentin (oder Nichtstudentin) einen guten Nebenverdienst finden.

Schriftliche oder mündliche Anmeldungen bitte direkt an die

Redaktion »Zürcher Student«, Universitätstraße 18, Zürich 6 (Sprechstunden: Dienstag und Freitag 12.30 bis 13.30.)

Redaktionelles

Der »Zürcher Student« bedauert außerordentlich, zwei seiner bewährten Mitglieder zu verlieren. Beide waren die vergangenen drei Semester »dabei« und halfen tatkräftig mit, den »Zürcher Student« erscheinen zu lassen. Wir hoffen sehr, ebenso gute Nachfolger zu erhalten.

Hanspeter Anderhub (med. Uni) als Redaktor ist bekannt durch verschiedene größere Artikel, die aus seiner Feder stammen. Wegen eines Auslandsemesters ist er nicht mehr in der Lage, weiter mitzuwirken.

Jörg Geiger (iur. Uni) hat die wenig dankbare Arbeit des Quästors ausgeübt. Seine Rechnungsführung war so genau, daß er sogar einmal die Post auf einen Fehler zu ihren Ungunsten aufmerksam machen konnte. Ihm ist es auch zu verdanken, daß der »Zürcher Student« immer alle Honorare so prompt auszahlt.

Red.

Wir zitieren aus dem Brückenbauer

Migros-Zahlen 1963

Am Mittwoch der letzten Woche fand im Zunfthaus »Zur Meise« in Zürich die seit einigen Jahren traditionelle Pressekonferenz des Migros-Genossenschafts-Bundes statt. Sie stand unter der Leitung des Präsidenten der Verwaltungsdelegation, Nationalrat Rudolf Suter, der zusammen mit den Delegationsmitgliedern Jean Arnet, Friedrich Dübendorfer, Albin Heimann und Arnold Suter sowie dem Präsidenten der Migros-Bund-Verwaltung, Ch. H. Hochstrasser, die Ergebnisse für das Jahr 1963 bekanntgab. Wir werden auf Einzelheiten dieser Konferenz im nächsten »Brückenbauer« zu reden kommen. Für heute möchten wir unseren Genossenschaftern nur einige Zahlen bekanntgeben.

Umsatzsteigerung von 16,9%

Im Jahre 1962 erreichte der **Umsatz** der fünfzehn Migros-Genossenschaften den Betrag von 1288,2 Millionen Franken. Dieses Jahr gelang es, die Grenze von anderthalb Milliarden zu überschreiten und zu einem Gesamtumsatz von **1506,4 Millionen** Franken zu kommen. Einen besonders großen Zuwachs weisen die Migros-Genossenschaften von Lausanne, Genf, Luzern, Wallis und Solothurn auf.

In Prozenten ausgedrückt erreichte die Migros-Gemeinschaft eine Umsatzsteigerung von **16,9 Prozent.** Demgegenüber beträgt die Indexziffer für die Nahrungs- und Genußmittelindustrie in der Schweiz 7,3 Prozent.

Die **Zahl der Genossenschafter** betrug 1962 630 433; sie konnte 1963 auf 679 239 gesteigert werden, was eine durchschnittliche Zunahme von **7,74** Prozent bedeutet. Dementsprechend ist auch die Auflage der Genossenschaftsblätter gestiegen, so daß der »Brückenbauer« jetzt eine Auflagezahl von einer **halben Million** besitzt.

Das Verkaufsnetz

Die Migros-Genossenschaften betreiben heute **424 Filialen.** Nur noch zehn davon sind Bedienungsläden, während alle andern das Selbstbedienungsprinzip mit Erfolg anwenden. Es entstanden **8 neue Migros-Märkte,** so daß deren Gesamtzahl in der Schweiz 52 beträgt.

Zugenommen haben auch die Frischfleischverkaufsstellen sowie die Imbißecken und Kleinbäckereien. Bei den **Verkaufswagen** werden immer mehr Selbstbedienungswagen eingeführt, die sich bei der Kundschaft einer steigenden Beliebtheit erfreuen.

Anläßlich der **Urabstimmung** von 1963 betrug die Stimmbeteiligung 37 Prozent. Die Jahresrechnung wurde mit 99 Prozent genehmigt. Eine Mehrheit von 96 Prozent der Stimmenden verlangte die **Freigabe des Pastmilchverkaufs** — die nach den Versprechungen des Bundesrates im Verlauf dieses Jahres geregelt werden soll.

Produktionsbetriebe

Die ständige Nachfrage in unseren Läden zwingt uns, die Produktionsbetriebe immer mehr auszubauen. Im Berichtsjahr konnten fertiggestellt werden: Teigwarenfabrik der Jowa AG in Buchs/AG, Erweiterungsbau der Schokoladenfabrik Frei & Co. AG, Aarau, erste Etappe der Erweiterungsbauten der Konservenfabrik Estavayer, Großbäckerei der Jowa AG in Suhr/AG, Erweiterungsbau der Großbäckerei Bern der Jowa AG.

Ende 1963 waren außerdem verschiedene Fabriken im Bau, vor allem Erweiterungsbauten für Schokoladeprodukte, Großbäckereien und Konserven.

Die **Optigal-Pouletproduktion** mit Sitz in Lausanne hat Ende des Jahres 125 Masthäuser bei Landwirten in Betrieb, die eine Geflügelproduktion von 2,5 Millionen Kilo aufweisen, was einen Viertel des gesamten Pouletverkaufes der Migros ausmacht. Anfangs 1964 ist die Kapazität der Pouletschlächterei auf 3200 verkaufsfertige Poulets pro Stunde verdoppelt worden.

Angeschlossene Unternehmungen

Die **Migros-Bank** hat eine Bilanzsumme von 147 Millionen Franken erreicht, was einer Zunahme von 30 Millionen entspricht. Die Zahlen der SECURA liegen noch nicht vor; hingegen dürfte sich durch die neuen Prämien die Bilanz für 1964 wesentlich verbessern.

Die **Migrol-Genossenschaft** hat eine Umsatzzunahme von 34 Prozent zu verzeichnen; es bestehen heute 188 Tankstellen, das bedeutet eine Zunahme von 15 Prozent. Die **Erdölwerke Frisia AG** führten im Berichtsjahr zwei Hauptversammlungen durch, die trotz Opposition ein starkes Mehr der Aktionäre für Aufsichtsrat und Vorstand ergaben; die Sanierung konnte erfolgreich zu Ende geführt werden, und die positiven Betriebsergebnisse haben im Berichtsjahr angehalten.

Der **Hotelplan** weist heute einen Umsatz von 113 Millionen Franken auf, was einer Zunahme von 40 Prozent entspricht. Er hat neue Verkaufsstellen in St. Gallen, Marseille, Wien, Lüttich, Montreal, Manila und Johannseburg eröffnet und in London die Firma F. & W. Ingham Ltd. übernommen. Ein besonders erfreuliches Echo fand die Aktion »Schöner leben auch für die Aelteren«.

Die kulturellen Unternehmungen

Die **Klubschulen** vermochten die Teilnehmerzahl von 133 996 auf 152 165 zu steigern. Die Fächer wurden wiederum erweitert, ebenso die Zahl der Lehrkräfte von 1050 auf 1226 erhöht. Erstmals wurden gesamtschweizerische Turniere und Wettbewerbe durchgeführt. Im Februar 1964 beginnen in Bern, St. Gallen und Zürich die Autofahrkurse mit den »Drivotrainern«.

Die **Europäischen Sprach- und Bildungszentren** haben heute eine Teilnehmerzahl von 8017, was eine Steigerung von 17,5 Prozent bedeutet. Besonders bewährt hat sich die Einführung der elektronischen Linguatrainer. Im letzten Sommer kamen erstmals 300 amerikanische Teilnehmer mit Charterflugzeugen nach Europa.

Die **Klubhauskonzerte** waren in Zürich, Bern und Basel wieder ausverkauft.

Der **Buch- und Grammoklub Ex Libris** weist einen Umsatz von 15 Milionen Franken auf, was einer Zunahme von 15,5 Prozent entspricht. Er setzte im Berichtsjahr 690 000 Bücher, 638 000 Platten und 22 600 Apparate um und hat 263 000 Mitglieder.

Im September konnte im Park von Rüschlikon das **Gottlieb-Duttweiler-Institut für wirtschaftliche und soziale Studien** eingeweiht und der 12. Internationalen Studientagung zur Verfügung gestellt werden. Anfangs März 1964 wird die erste Unternehmertagung durchgeführt, welche sich dem Problem des Führungsnachwuchses widmet. Im Juli 1964 ist die 13. Internationale Studientagung vorgesehen.

Das **Institut für Ernährungsforschung** hat sich in der Fachwelt einen Namen gemacht und zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten publiziert.

Sprechende Zahlen

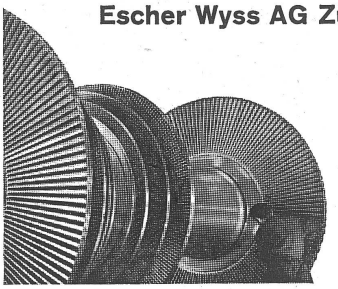
Hinter all diesen nüchternen Zahlen steckt ein großes Maß an Arbeit. Jede Umsatzvermehrung stellt an das Personal erhöhte Anforderungen, die nur dank großer Einsatzfreudigkeit bewältigt werden können. Deshalb gebührt allen Mitarbeitern der Migros für ihre Leistungen im Dienste der Migros-Gemeinschaft herzlicher Dank.

Die Ergebnisse von 1963 berechtigen zur Hoffnung, daß auch im begonnenen Jahr weitere Leistungsverbesserungen möglich sein werden.

ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dieses weite Tätigkeitsgebiet erschliesst dem jungen Ingenieur viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

Escher Wyss AG Zürich



Aus eigener Erfahrung

kennen wir die Sorgen vieler Doktoranden bei Drucklegung ihrer Dissertation.

Durch Zahlungserleichterung, technische Beratung und Rücksichtnahme auf Ihre Termine helfen wir Ihnen seit 17 Jahren bei der reibungslosen Abwicklung des Druckauftrages.

Deshalb Ihre Dissertation vom

Juris-Verlag

und

Juris-Druck

Dr. H. Christen, Zürich 1
Basteiplatz 5, Tel. 27 77 27

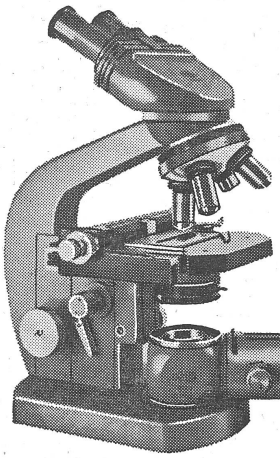
Demmig-Bücher

Vom Zählen bis zur Gleichung 1. Grades	DM 7.80	Arithmetik u. Algebra	DM 5.00
Von Proportionen bis zur Gleichung 2. Grades	DM 9.60	Differentialrechnung	DM 11.50
Vom Punkt bis zum Kreis	DM 6.50	Integralrechnung	DM 5.80
Von Koordinaten bis zu Funktionsgleichungen	DM 8.50	Differentialgleichung.	DM 4.30
Gleichungen der Geraden	DM 6.50	Statik starrer Körper	DM 11.50
Gleichungen von Kreis, Ellipse Hyperbel und Parabel	DM 8.50	Festigkeitslehre	DM 11.50
		Dynamik des Massenpunktes	DM 6.00
		Dynamik des Massenkörpers	DM 4.00
		Einführung in die Vektorenrechnung	DM 2.50

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht faßlicher, prägnanter Darstellungsart. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder per Nachnahme vom

Demmig Verlag Kom. Ges. – 61 Darmstadt-Eberstadt

OLYMPUS «E»



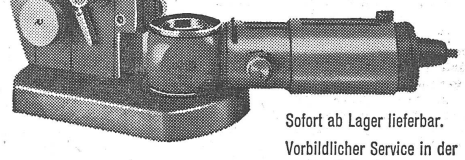
Hochleistungs-Mikroskope

Olympus fabriziert Mikroskope **seit 1919**

Jedes Modell weitgehend ausbaufähig.

Beste Referenzen und schweizerisches Attest über Optik und Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50 (Monokular)



Sofort ab Lager lieferbar.

Vorbildlicher Service in der ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

THEATER

Zürcher Zimmertheater

»Ich habe mich im dritten Stock an der Winkelwiese 4 eingezimmert! Fünfzig Stühle vor einer kleinen Bühne, etwas Beleuchtung, ein Vorhang... und ich machen das Zürcher Zimmertheater aus.«

Mit diesen Worten stellt sich die Schweizer Schauspielerin *Heddy-Maria Wettstein* dem Publikum vor.

Der Gedanke an eine kleine Schauspielbühne geistert seit einigen Jahren in unserer Stadt herum. Die Verwirklichung der Idee ist aber immer wieder an der Trägheit und Interesselosigkeit des Zürcher Publikums gescheitert. Umso bewundernswerter ist daher der erneute Versuch aus privater Initiative, neben dem Pfauentheater auf einer zusätzlichen kleinen Bühne gutes Schauspiel zur Diskussion zu stellen. Im Zürcher Zimmertheater begegnen wir einem originellen und persönlichen Unternehmen. Die Schauspielerin Heddy-Maria Wettstein macht es sich zur Aufgabe, den Abend allein zu bestreiten. Sie hat vier Monodramen ausgewählt, die ihr Gelegenheit bieten, ihr vielseitiges schauspielerisches Talent einzusetzen.

Bevor wir indessen auf eine ausführlichere Würdigung der einzelnen Darbietungen eingehen, scheint es zweckmäßig, einige grundsätzliche Gedanken zur Charakteristik des Monodramas zu äußern. Das Monodrama bildet eine Grenzform der Dramatik. Einem einzelnen Schauspieler obliegt es, das Stück zu spielen. Aus dem Solospiel erstehen für den Zuschauer die zum Verständnis der Handlung notwendigen imaginären Personen, mit denen sich die Hauptperson unterhält. Eines der bedeutendsten und für die Gestaltungsmöglichkeit wohl dankbarsten Monodramen ist Jean Cocteaus »Voix Humaine«, ein Stück, das die erschütternde Situation einer Frau zeigt, die am Telephon Abschied nimmt von dem Geliebten, der sie im Stiche läßt. Für einen Künstler bedeutet die Interpretation derartiger Rollen gewiß eine dankbare Aufgabe. Er hat Gelegenheit, sein vielseitiges Können unter Beweis zu stellen. Nicht nur hat er mit seinem Spiel zu fesseln, er muß überdies die Vorstellungskraft des Publikums soweit anzuregen wissen, daß es sich von den abwesenden Personen ein genaues Bild machen kann. Auch für den begabten Schauspieler stellt diese Art Theater hohe künstlerische Anforderungen, besonders, wenn aus dem Text die Aeußerungen der imaginären Gesprächspartner nicht klar hervorgehen und vom Zuhörer erst nach einigem Ueberlegen rekonstruiert werden müssen. Dies ist zu bedenken, wenn im folgenden der Abend und die Leistung Heddy-Maria Wettsteins näher charakterisiert werden.

Als *»Angeklagte Madeleine Tissot«* tritt die Schauspielerin in dem gleichnamigen, von tragischer Wehmut gekennzeichneten Stück des Schweizer Autors *Manfred Schwarz* auf. (Regie Gert Westphal.) Sie hat sich vor Gericht zu verantworten für die ihr selbst unbegreifliche Tat, den Mord an ihrem Gatten. Die Fassungs- und Trostlosigkeit glaubhaft zu machen will der Darstellerin nicht ganz gelingen. Entweder müßte ihre Rede monotoner vorgetragen sein und von der gräßlichen Erstarrung zeugen, welche einen Menschen nach einem solchen Geschehen befallen kann; oder dann hätte die Schauspielerin in starken Differenzierungen der Stimme, bald tonlos, bald laut jammernd, die zweite mögliche Verhaltensweise der von Schuld und Reue gepeinigten Mörderin deutlich machen sollen.

Auch in den beiden heiteren Stücken überzeugt ihre Darstellungskunst nicht. *»Phädra oder die Logenschließerin«* ist ein reizender komödiantischer Einfall des Franzosen *André Ransan* (Regie Georgette Boner). Er zeichnet das Portrait einer Logenschließerin, die sich während der ihr wohlbekannten und vielgeliebten Tragödie »Phädra« plötzlich bewußt wird, daß derselbe Konflikt in ihrem eigenen biederen Durchschnittsleben existiert. Wie die enthusiastische, theaterbegeisterte Logenschließerin sich in den Versen der Phädra an den erstaunten Stiefsohn und den Gatten wendet, wie sie sich einerseits in die Rolle der Theaterheldin hineinsteigert, anderseits wieder in den ordinären Ton des Alltags verfällt, wie die Sphären des Schauspiels und der Wirklichkeit ineinander übergehen, dies ersteht in der Interpretation Heddy-Maria Wettsteins nicht zu echter Lebendigkeit.

In *Anton Tschechows »Vergessen«* (Regie Georgette Boner) bleibt die liebenswürdige Figur der ältlichen, aufgeputzten, vergeßlichen Tante, die sich im Musikalienladen eines russischen Kleinstädtchens auf amüsante Weise darauf besinnt, welche Noten sie ihrer Nichte bringen sollte, farblos und plump. Anstelle des derben, eher volkstümlichen Tons wäre ein leichtes, charmantes Geplauder der Art des Stückes angemessener gewesen.

Die eindrücklichste Leistung gelingt der Schauspielerin wohl im letzten, wiederum beklemmenden, aber nicht trostlosen Monodrama *Strindbergs »Die Stärkere«* (Regie Leonard Steckel). Eine Frau trifft in einer Konditorei die Nebenbuhlerin. Durch Mimik und Gestik weiß Heddy-Maria Wettstein den Zuschauer zu fesseln, und wir verfolgen mit Spannung, wie sie wirklich die Stärkere bleibt, wie sie der imaginären Rivalin mit weiblichem Raffinement beweist, daß sie den geliebten Mann zurückzuerobern wußte.

Wer am Theaterleben Anteil nimmt, wird gewiß die Gelegenheit nicht versäumen, dem neuen, originellen Zimmertheater einen Besuch abzustatten. (Die Aufführungen finden jeweils an Freitag-, Samstag- und Sonntagabenden statt.)

mr

Im Hechtplatztheater

Von Luft und Liebe

Kabarettistische Komödie von Leo Nadelmann

Die Idee ist nicht neu, aber an sich gut: Vier sich zufälligerweise zur gleichen Zeit am gleichen Ort befindende Leute (später kommt noch ein fünftes Mitglied) beschließen, in einer Improvisation ihr Leben auf der Bühne darzustellen. Sie gewinnt noch dadurch, daß diese Leute Professor und Studenten eines dramatischen Kurses sind, die zuerst über das Theater theoretisieren, um dann zugunsten der Improvisation das Theoretisieren zu vergessen. Die Geschehnisse, die nun die dargestellten Leben ausmachen, sind ebenfalls nicht sehr originell: Man liebt sich und bekommt sich nach einigem Hin und Her auch (und wieder).

Nur: Während die Idee – frei nach Pirandello – aus bestem Hause stammt, ist die Handlung grober und manchmal sogar primitiver Schwank. Nichts gegen einen guten Schwank, aber nicht in solcher Einkleidung. Und es trifft ein, was eintreffen muß: Das an verschiedenen Orten zusammengeliehene Kostüm paßt nicht, man sieht nicht recht ein, warum eine so einfache Geschichte so kompliziert und »modern« erzählt werden muß. Es fasziniert nicht, daß zugleich in der Vergangenheit und in der Gegenwart, zugleich im Hörsaal, im Flugzeug und in verschiedenen Restaurants gespielt wird; es ist eher – in der unnatürlichen Gezwungenheit, mit dem dieses Spiel den Ereignissen aufgezwungen ist – langweilig. Es kommt schließlich eine äußerst mühsam und dennoch mit ideenmäßig möglichst starken Theatereffekten zusammengehaltene Reihe von Einzelszenen dabei heraus.

Einige dieser Einzelszenen, wenn man sie – vom Stück beinahe gezwungenermaßen – nicht im Zusammenhang betrachtet, sind nun allerdings die Rettung des Abends, so etwa die Szene zwischen einem sehr amerikanischen Impresario und einem schüchternen Pianisten, diejenige des ersten Rendez-vous des sich findenden Pärchens in einer Bar oder diejenige der beiden Frauen im Flugzeug.

Die schauspielerischen Leistungen waren unterschiedlich. *Dorit Fischer* als Air-Hostess war das ganze Stück hindurch glänzend, *Rose Marie Ritter* wirkte vor allem als junges, ihren Professor anhimmelndes Mädchen und in der Szene mit der Hostess im Flugzeug überzeugend, während sie als enttäuschte und gelangweilte Ehegattin etwas daneben geriet. Anders Maximilian Wolters, der zu Recht als Imoresario den größten Applaus erntete; als Student Bax lächelte und lachte er aber doch zu oft und zu blöd. *Helmuth Hron* als Pianist, der nicht vorwärtskommt und sich dazu noch in die Hostess verliebt, war dagegen durchaus echt und sicher der beste Schauspieler des Abends. *Johannes von Spallart* schließlich machte aus seiner eher unglücklichen Rolle, was da zu machen war; am besten gefiel er in der Hörsaalszene, wo er seine Liebe gesteht und seiner Studentin einen Heiratsantrag macht.

Leo Nadelsmann als Regisseur versuchte, seine kabarettistische Komödie möglichst leicht und unbeschwert darzubieten, was ihm auch gelang und was sicher nur zum guten Gelingen des Stückes beitrug.

li

FILM

Lange Finger unter Brüdern

Im »Wellenberg« ist einmal mehr ein sehr amüsanter Film zu sehen: »The wrong Arm of the Law«. Ein gutes Beispiel des typischen englischen Kriminalfilms. Die Handlung ist spannend und wird durch diverse gute Einfälle aufgelockert. Es ist vor allem eine Persiflage der englischen Polizei und gleichzeitig auch der englischen Verbrecher. Die Gangster, die in einem demokratisch aufgebauten Syndikat organisiert sind, werden von Außenseitern regelmäßig um ihre Beute geprellt. Den einzigen Ausweg sieht der löbliche Vorstand des Gangsterverbandes in der Zusammenarbeit mit der Polizei.

Bei solchen Kriminalfilmen darf der Moral wegen der Verbrecher am Schluß nie ungeschoren davonkommen, obwohl sehr oft die Sympathie des Publikums – und jene der Produzenten natürlich auch – auf seiten des »Bösen« liegt. Umso weniger überzeugend sind demnach meist auch die Ursachen für den unvermeidlichen Sieg des »Guten«. In »Lange Finger unter Brüdern«, wie der übersetzte Wundertitel sinnigerweise heißt, ist der Schluß ein feiner Gag, der einen mit ausgesprochen guter Laune aus dem Kino entläßt.

Leider ist Peter Sellers in der Hauptrolle des raffinierten Syndikatspräsidenten eine Fehlbesetzung. Wohl ist er ein guter Schauspieler, aber in einem Film, der von komischen Gags lebt, braucht es auch einen Komiker in der Hauptrolle, so wie etwa in jenen Kriminalfilmen mit Alec Guinness wie »Noblesse oblige«, »Ladykillers« und »Lavender Hill Mob«.

BG

The Balcony

Erst wollte ich schreiben, es gebe Leute, die mit Avantgarde nicht allzuviel anzufangen wüßten, und zu meinem großen Leidwesen müßte ich mich auch dazu zählen. Was aber gar nicht stimmt. Denn recht bald ging mir das Verständnis für dieses Stück von Jean Genet auf. Ein gerissen und großartig gestaltetes, modernes, absurdes Theaterwerk. Ein Allegorienkabinett von auffallender Einfachheit (wie sich gegen den Schluß herausstellt) und Klarheit. Durch Verkörperung abstrakter Gegebenheiten und Erscheinungen in leichtverständliche Form gebracht, vielleicht zu sehr vereinfacht sogar, am Oberflächlichen haftend: Bischof, General, Richter und Bordellbesitzerin als Vertreter der geistlichen, militärischen, weltlichen und »irdischen« (menschlichen) Macht. Das Hurenhaus als einzige bestehenbleibende, unerschütterliche Welt in einer alles zu Kleinholz verarbeitenden Revolution. Nichts als eine gigantische und gewagte Entlarvung, ein Herunterreißen der Fassade, Bloßstellung menschlicher Schwächen und Tabus. Am Ende bleiben Nacktheit und Trümmer.

Wortgewandt und in eindrucksvoller Sprache, mit einigen Witzeleien, sonst aber von scharfem Verstand und Sinn für das »Unechte« getragen, wird dies bewerkstelligt. Ins Abstruse und oftmals sogar Lächerliche und Widerliche erhoben, bietet Genet eine Analyse und kaltblütige Entmystifizierung der heutigen Menschheit, und er bewältigt dies recht faszinierend. Sein Hinweis auf die Traumwelt ist durchaus berechtigt, wenn auch eine etwas billige Ausrede. Gerade tief schürft er allerdings nicht, die Freude am Schockieren und das Sichweiden am Erstaunen des Publikums scheinen vielleicht doch seine Hauptanliegen zu sein. Man denke nur: Eine kleine Gruppe von Tölpeln oder Einfaltspinseln in einem Haus vollbusiger Dirnen. Das ist auch der Grund, daß man ihn zwar verstehen kann, sich aber eines Gefühls von Kälte und Leblosigkeit nicht zu erwehren vermag, da doch alles nur Chiffern für Abstraktes sind. Der Mensch wird nur indirekt über den Weg von Schematas interpretiert, und dies beklemmend einseitig.

Soweit in Kürze das Theaterstück. Was der Film damit anfängt, ist ungenügend. Ein Theaterverfilmen heißt nicht einfach eine Kamera vor die Bühne stellen und das Geschehen auf den Filmstreifen bannen. Hier zeigt sich das Unvermögen der Amerikaner Joseph Strick und Ben Maddow (der auch mitgeholfen hat, »The Savage Eye« zu inszenieren). Einen Orson Welles hätte man sich hier herbeigewünscht oder sonst einen, welcher der Filmsprache mächtig ist. So werden einfach die geschickt arrangierten und gebauten, kitsch- und kulissenüberladenen Intérieurs abgefilmt, meist in recht distanzierten Einstellungen einer auffallend unbeweglichen und einfallslosen Kamera. Was hilft es, daß eine beherrschte Montage durch ein fugenloses Ineinanderfließenlassen der meist langen Szenen brilliert. Daß die Darsteller dem Theater verhaftet sind, ist ebenfalls recht offensichtlich. Doch sie geben wenigstens jeder das Beste, um die ihnen aufgezwungenen Figuren ansprechend zu verkörpern, was auf eine saubere, wenn auch undifferenzierte Mimik hinausläuft. Ihre Gesichter sind sehr zutreffend ausgewählt, und die Führung ist durchaus bemerkenswert. Neben dem extrem durchformulierten Dialog, in dem jedes Wort sitzt, scheint die Musik, zumal da der Regisseur auch mit ihr nichts anzufangen weiß, reichlich deplaziert (auch wenn sie aus der Hand Strawinskys stammt). Fazit: Ein beachtenswertes und eigenartiges Stück in einer nicht bewältigten Verfilmung.

rom.

Wenn die Kraniche ziehen

Endlich wieder einmal ein Film, an dem man sich von Herzen freuen kann. (1956 von Michail Kalatasow inszeniert, also in der Zeit einer »Tauwetterperiode«, wo man dem künstlerischen Schaffen einigermaßen freie Hand ließ, was sogleich in einigen bedeutenden Werken Ausdruck fand.) Schlicht und innig, in einer großartigen Bildsprache, fehlerlos und besinnlich. Welch einfache und doch Grundzüge des Menschenlebens schildernde Fabel erzählt er: Ein netter Bursche und ein reizendes Mädchen, verliebt, springen herum, umkreisen einander in neckisch ausgelassenen Spielen, sind wunschlos glücklich in beseligendem Zusammensein. Doch der junge Mann wird in den Krieg gerufen; zum Abschiedsgruß kommt das Mädchen zu spät und kämpft sich vergeblich durch die um die Rekrutierten gescharte Menge. Kein Brief kommt von der brodelnden Front. Ihre Eltern kommen bei einem Bombardement ums Leben; sie findet Zuflucht bei der Familie ihres Geliebten. Dessen Bruder, ein Pianist, verliebt sich in sie und heiratet sie gegen ihren Willen. Währenddessen trägt der stumme Freund einen Verwundeten durch den Sumpf eines schmutzigen und sinnlosen Krieges; in einer Ohnmachtsvision sieht er sich zuhause glücklich und heiratend. Die Stadtbewohner werden nach Sibirien evakuiert. Das Mädchen arbeitet in einem Spital, wo ein Verletzter zu toben beginnt, da er erfahren hat, daß seine Braut in seiner Abwesenheit einen andern ihm vorgezogen hat. Sie wird sich ihrer schmählichen Untreue bewußt, möchte sich vor einen Zug werfen, rettet indessen ein elternloses Kind. Dann erfährt sie, daß ihr Mann, der ihr ein Andenken an den Geliebten weggenommen hat, sich durch Bestechungsgelder vom Frontdienst hatte dispensieren lassen. Verzweifelt und gequält schlägt sie sich weiter durch, erfährt von einem Zurückkehrenden den Tod ihres Geliebten, hofft aber immer noch, daß dieser lebe. Bis der Zug mit den letzten Kriegsheimkehrern ankommt und sie die Gewißheit erhält, daß ihr Geliebter wirklich tot ist. In der jubelnden Menge versinkt sie.

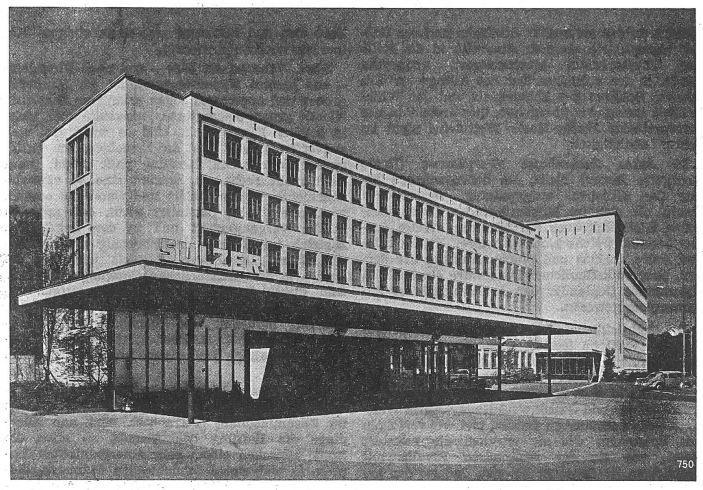
Zu einer Gefühlsspanne und -tiefe sind die Russen fähig, die unser westliches Gemüt geradezu stumpf erscheinen läßt. Wo sie zu sprudelnder Lebensfreude und lebenslänglicher Wehmut fähig sind, bringen wir es höchstens zu ungern eingestandener Zufriedenheit und bald vergessenem Schmerz, der in Materialismus und Oberflächlichkeit untergeht. Deshalb wirkt dieser Film so außerordentlich stark, läßt uns miterleben und mitgehen, ohne je in die Sentimentalität abzugleiten. Wenn der Ausdruck »ergreifend« auch abgedroschen ist, hier ist er am Platz.

In der Regieleistung zeigt sich die ganze Kunst der alten russischen Filmschule von Eisenstein und Pudovkin. Die dramaturgische Gestaltung ist perfekt. Ohne jegliche Aufdringlichkeit wird ungemein fein Bezug genommen auf immer wiederkehrende Motive; eine ständig leicht gesteigerte Spannung wird bis zum Schluß aufrechterhalten, nicht auf Grund der äußern Handlung, sondern infolge einer innern Entwicklung. Die »entfesselte«, bewegliche und viel fahrende Kamera fängt eindrucksvolle Aufnahmen ein, die in einer beherrschten Montage in zwei Szenen (Ohnmacht und Flucht) turbulente Höhepunkte erreichen. Wohltuend still und wortkarg ist der Dialog, die Bilder sprechen, erzählen beredt und schaffen damit Intimität und wachsende Dichte. Der Einsatz von musikalischen Motiven bietet eine letzte Vervollkommnung, und das nüancierte Spiel der ausgezeichneten Darsteller mit ihren eigenwilligen Gesichtern von herber Verschlossenheit und Ausdruckskraft läßt einen vergessen, daß das nur ein Film ist. Ich wende sonst die Bezeichnung »Meisterwerk« nur sehr ungern an, aber dieses Erlebnis ist eines. In seiner Geschlossenheit, dramatischen Durchführung und der vollendeten Harmonie von Bild, Ton und Darstellung ist der Film ausgezeichnet, wobei der Gehalt und die intensive Gefühlsdichte nicht etwa durch Aeußerlichkeiten überdeckt werden, sondern durch sie erst recht ihre Ausprägung finden.

rom.

BASLER FASNÄCHTLER

ZÜRCHER FASNÄCHTLER



Erfahrung und Qualität – Grundpfeiler unserer Tätigkeit

Ueber 125 Jahre Erfahrung erlaubten unserer 1834 als Familienunternehmen gegründeten und 1914 in eine Aktiengesellschaft umgewandelten Firma, sich als Spezialunternehmen im Großmaschinenbau zu behaupten. Unermüdliche Forschung und Entwicklung sowie qualifiziertes berufliches Können der Belegschaft führten zu Pionierleistungen, die das hohe Ansehen des Unternehmens auf der ganzen Welt begründen.

Das Unternehmen mit 4 Betrieben in der Schweiz (Winterthur, Oberwinterthur, Bülach und Solothurn), durch verschiedene Studienbüros, Laboratorien und Prüfstände ergänzt, umfaßt gegenwärtig eine Fläche von 925 000 m², wovon 296 000 m² überbaut ist. Der Personalbestand allein in der Schweiz übersteigt heute 13 000.

Eine weltweite Verkaufsorganisation sichert uns ständigen Kontakt mit unseren Geschäftsfreunden und garantiert ihnen einwandfreien Kundendienst. In fast allen Ländern der Welt haben wir Vertretungen, wovon ein Teil von unseren eigenen Ingenieuren geleitet wird. In Paris, London, Brüssel, Stuttgart, Lissabon, Oslo, Amsterdam, Wien, New York, Montreal, Singapore, Mexiko, Rio de Janeiro, Buenos Aires, Johannesburg, Beirut und Tokio arbeiten unsere Tochtergesellschaften. Sulzer ist heute ein weltweiter Konzern.

Gebr. Sulzer, Aktiengesellschaft Winterthur

SULZER

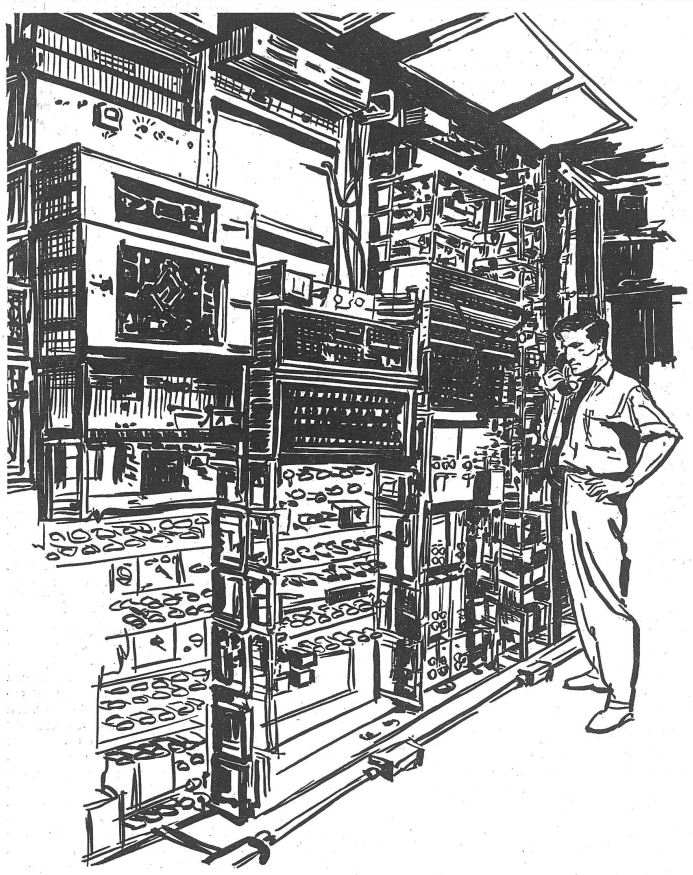
Gestern, heute, morgen . . .

Vor bald Jahresfrist haben drei freisinnige Motionäre im Zürcher Kantonsrat eine Beteiligung des Kantons an der geplanten Studentensiedlung der ETH auf dem Hönggerberg gefordert, damit dort auch Studenten der Universität Aufnahme finden. Im weiteren wurde verlangt, bei vom Kanton subventionierten Baugenossenschaften das Verbot der Untermiete zugunsten von Studenten und Lehrlingen auzuheben.

Dem Vorstoß im Kantonsrat ist kürzlich ein weiterer im Zürcher Gemeinderat gefolgt. Ein freisinniger Interpellant erkundigte sich, unter welchen Bedingungen den Mietern in städtischen Liegenschaften (rund 2000 Wohnungen) gestattet werde, Studierende als Untermieter aufzunehmen. Auch wurde der Stadtrat angefragt, welche Aenderungen an den eidgenössischen, kantonalen und städtischen Subventionsvorschriften nötig seien, um die Aufnahme von Studenten als Untermieter in den Genossenschaftswohnungen zu erleichtern, und schließlich, welche eidgenössischen und kantonalen Vorschriften allenfalls geändert werden müßten, um den Anreiz, Einzelzimmer an Studierende abzugeben, auch in privaten Liegenschaften erheblich zu vergrößern.

Daß trotz der unbefriedigenden Antwort des Stadtrates der Vorstoß gerechtfertigt war, beweist die einfache Rechnung, daß in der Stadt Zürich rund 6000 Zimmer frei würden, sofern in 100 Wohnräumen 90 statt 89 (1941: 94) Personen leben würden. Studentensiedlungen sind notwendig und müssen gebaut werden, doch ist es mehr als bedauerlich, daß inzwischen nicht jene Uebergangsmaßnahmen getroffen werden, die Hunderten von Studenten eine große Sorge abnehmen könnten.

FREISINNIGE PARTEI DES KANTONS ZÜRICH



Die ganze Nachrichten-Technik

durch

Standard Telephon und Radio AG.

Ein ITT-Unternehmen

1775

AARAU AROSA ASCONA AU/SG BADEN BASEL BELLINZONA BERN BIASCA BIEL BRIG BRISSAGO BULLE CHATEL-ST-DENIS CHIASSO CHUR COUVET DAVOS DÜDINGEN FLAWIL FLEURIER FRAUENFELD FRIBOURG GENEVE GLATTBRUGG GRINDELWALD INTERLAKEN KREUZLINGEN LA CHAUX-DE-FONDS LAUSANNE LICHTENSTEIG LIESTAL LOCARNO LUGANO LUZERN MARTIGNY MEDRISIO MONTANA MONTHEY MONTREUX MUTTENZ NEUCHATEL NYON OLTEN PESEUX PRILLY RAPPERSWIL RORSCHACH RÜTI ST. GALLEN ST. MORITZ SCHLIEREN SIERRE SION SOLOTHURN THUN VERBIER VEVEY VISP WENGEN WETTINGEN WETZIKON WIL WINTERTHUR WOHLEN YVERDON ZERMATT ZOLLIKON ZÜRICH

Für alle Bankgeschäfte

U SBG S

Schweizerische **Bankgesellschaft**

Union de Banques Suisses

Hauptsitz: Zürich, Bahnhofstraße 45, Tel. (051) 29 44 11

Eine große Tänzerin kommt zu Gast...

Es ist *Claude Bessy* – première danseuse étoile de l'Opéra de Paris.

Mit zehn Jahren ist sie in die Ecole de Danse de l'Opéra eingetreten; nach vier Jahren schon bekam sie ihr erstes Engagement. Und dann ist sie emporgestiegen, vom »petit sujet« zum »grand sujet«, dann zur »première danseuse«. Und schließlich erhielt sie den Titel einer »danseuse étoile«. Und dieser Aufstieg ging in erstaunlicher Kürze vor sich!

Sie hat neben dem weltberühmten Gene Kelly in einem Film getanzt; sie ist ein gesuchter Fernsehstar (und dies nicht nur in Frankreich, sondern auch in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten) geworden. 1959 eroberte sie, damals Mitglied des American Ballet Theatre, die New Yorker Metropolitan Opera und das New Yorker Ballettpublikum; 1960 gab es dort neue, stürmische Erfolge.

In Paris ist sie in den letzten Jahren von Erfolg zu Erfolg geeilt; sie gilt in der großen Stadt, die noch immer eine der Weltstädte des Balletts ist, heute als der hellste Stern.

Claude Bessy wird allernächstens in Zürich tanzen – im Rahmen eines Abends, den, wie schon öfters in den letzten Jahren, die ungarischen Tänzer Vera Pasztor und Ernö Vashegyi veranstalten.

Sie wird, zusammen mit ihrem Pariser Partner Juan Giuliano, in dem großen, berühmten Pas de deux aus dem Ballett »Schwanensee« (Musik: Peter Iljitsch Tschaikowskij) und in »L'Oeuf à la Coq« (Musik: Maurice Thiriet) zu sehen sein.

Das Rahmenprogramm bestreiten Vera Pasztor und Ernö Vashegyi, Virginia Zango und Jerry Burr und eine kleine Gruppe von Tänzerinnen aus dem Studio Vera Pasztor in Zürich: »Chopiniana« – berühmt als Ballettmusik über alle Welt, vor strengem musikalischem Geschmack vielleicht nicht ganz hundertprozentig bestehend (die gängige Orchestrierung von Klavierwerken Frédéric Chopins ist etwas fragwürdig), doch als Ballettmusik ideal und, dies vor allem, mit den größten Ballettnamen seit vielen Jahrzehnten verbunden. Dann »Petite Suite« (Musik: Claude Debussy) – drei Bilder impressionistischen Tanzes. Dann Maurice Ravels hinreißender »Boléro« und schließlich, am Ende, »L'Amour joyeux«, nach Musik des ungarischen Komponisten Ferenc Farkas.

Vera Pasztor und Ernö Vashegyi waren beide früher an der Staatsoper Budapest tätig (wo sie auch ihre Ballettausbildung bekommen haben); die Revolution von 1956 hat sie in unser Land geführt. Und hier sind sie schon wiederholt aufgetreten, haben verschiedene Tanzgastspiele organisiert; in Zürich unterhalten sie seit dem Herbst 1960 eine eigene Ballettschule. Aber auch weitherum in Europa sind sie durch Gastspielreisen (als Tänzer wie als Choreographen) bekannt geworden, und auch in die USA hat sie schon eine Reise geführt.

Virginia Zango und Jerry Burr sind den Besuchern des Stadttheaters Zürich gewiß wohlbekannt: Virginia Zango, das kleine, temperamentvolle Quecksilber mit der hinreißenden komischen Begabung, das freilich auch das Ernste und das Lyrische durchaus beherrscht, Jerry Burr, ihr nobler, lebendiger Partner, mit dem sie sich so trefflich versteht.

Die Gala choréographique findet am 21. Februar 1964, abends um 20 Uhr im Zürcher Kongreßhaus statt.

Die Ballettfreunde werden sich die Möglichkeit, Claude Bessy in Zürich tanzen zu sehen, wohl kaum entgehen lassen!...

Uniball 1964

Manchmal schon hat man sich fragen können, wozu jedem Ball ein Motto vorangestellt werde. Auf dem Plakat zwar machte es sich gut, am Ball hingegen ist kaum etwas davon zu verspüren, ziemlich wahllos sieht man gute und schlechte Dekorationen, von so etwas wie einer Gesamtkonzeption ist aber nichts vorhanden. Dieses Jahr aber hat die Ballkommission mit ihrem Thema »Eine Reise zum Mond« einen guten Griff getan, jedenfalls einen ergiebigen, wenn nicht fast zu ergiebigen. Es wimmelte nur so von Sternen, Planeten, Monden, Mondkälbern, Mondgeistern und was der Mondendinge mehr sind. Beinahe alle Säle waren von diesem Sternenfieber ergriffen, wobei zu sagen ist, daß es einzelnen sehr gut bekam. Da wäre zunächst einmal der Lichthof zu erwähnen. An riesigen Mobiles baumelten kleine goldene und silberne Kugeln, dazwischen drehten sich langsam Planeten (ich nehme wenigstens an, daß diese felsbrockenähnlichen Gebilde solche waren) und in der Mitte thronte über allem auf seinem eigenen Planeten »Petit Prince«. In seiner beherrschenden Position überblickte er gleichsam den ganzen Ball. Ein anderes gut gelungenes Zimmer schien mir die »Milchstraße«. Die Silhouetten dunkler Häuser, bei denen nur einzelne Fenster noch erleuchtet waren, zogen sich den Wänden entlang, während die Decke wieder durch einen Sternenhimmel gesenkt worden ist. Als besondere Attraktion war hier drinnen ein Fernrohr aufgestellt, das, nachdem man herausgefunden hatte, durch welches Ende man hineingucken sollte, einem das Bild eines leibhaftigen Mondkalbes zeigte. Das Mondkalb leitet nun über zur Tombola, schließlich war es als erster Preis verheißen. Zum ersten Mal wurden am Uniball auch Los-Serien verkauft, damit man dem Glück ein wenig nachhelfen könne. Aber wie immer bei solchen Sachen, es freut einen nicht halb so viel, wenn einer der Treffer schon sicher ist.

Am Uniball gab es auch eine Preisverteilung; der Pressepreis für die besten Dekorationen wird verliehen. Den ersten Preis – ein behauenes Steinungetüm, erhielt die »Odyssee«, ein Gang, der blau ausgeschlagen und mit silbernen Stanniolblüten, Käfern und Spinnen dekoriert war. Als zweiter rangierte der Lichthof. Ein anderer Raum, »Neumond«, war mit der unangenehmen Eigenschaft ausgestattet, alles was weiß an den Kleidern war, stark violett aufleuchten zu lassen. Aber nicht nur die Roben der Damen, auch kleinste Stäubchen auf den Anzügen der Herren leuchteten verräterisch auf.

Bei den »Mondgeistern« wußte man anderes als die Dekorationen – man sah sie dort bei dieser Beleuchtung sowieso nicht – hoch zu schätzen, irgendwie war nämlich hier das Problem der Ventilation überraschend gut gelöst, es herrschten hier durchwegs Erdtemperaturen, was auf die Länge doch besser bekommt.

Zu weiteren erfreulichen Dingen am Ball gehörte auch das Cabaret. Die »Chlüpflisäcke« vermochten in der kurzen Zeit, die eine Aufführung dauerte, Beachtliches zu zeigen. Es kam nun so langsam die Zeit, wo man, des Besichtigens müde und weil die Schuhe sich unangenehm bemerkbar machten, sich nur noch in wenigen Sälen aufhielt. Es scheint mir bei diesen großen Bällen immer das gleiche Dilemma aufzutauchen, entweder man sieht alles oder beinahe alles, denn irgend etwas wird ja immer vergessen, oder dann tanzt man ausgiebig, zu beidem aber reicht es kaum. Das beste Orchester war vielleicht das Henry Chaix, das abwechselnderweise mit Pepe Lienhards 28köpfiger Band im Lichthof spielte, aber es fand sich natürlich auch immer eine große Anzahl Tanzbegieriger beim Metronome-Quintett ein.

Es gäbe noch viel vom Uniball 1964 zu berichten, er hielt den Vergleich mit seinen Vorgängern nicht nur aus, sondern übertraf sie sicher in Sachen Dekoration. Aber das macht ja nicht allein einen schönen Ball aus, einen an den man sich immer wieder erinnert, es ist vielmehr so, wie ein weiser Mann schon im Ballprogramm sagte: »Sie waren allein Regisseur ihres kleinen Glücks.« *br*

Uniball Basel

Eine Woche nach dem Uniball in Zürich hatte auch die Uni Basel ihren Ball unter dem Motto »Vorhang uff«. Diese kurze zeitliche Distanz gestattet einen Vergleich. Er fällt durchaus zugunsten von beiden Anlässen aus: Der Zürcher Ball ist größer, der Basler dafür intimer. »Auf ins Dunkle« hieß es da bei einem langen Verbindungsgang, der nur mit Ultraviolett beleuchtet war, und das Programm sagt dazu: »Sie werden eine Exkursion ins Innenleben Draculas unternehmen und dort vermutlich ein Herz finden...« Und das Programm sagte richtig voraus. Am Basler Uniball ist traditionsgemäß guter Jazz zu hören: es »fägte« bei den Tea Pot Warmers und bei den Savannah Junkmen. In der riesigen Aula schwebten große silberne Vögel. Einer hieß Kolibri, der war aber in einem Käfig. Zeichen der Popularität des Basler Studentenblattes. Zu den Klängen der Tex-Berry-Band konnte man dort auch die meisten Verbindungs-Kappen sehen und ihre Vielfalt bewundern; denn der Uniball Basel wird von den Korporationen organisiert, und ihre Mitglieder sollen schließlich nicht an den Köpfen frieren... Die Zeit verging unmerklich, aber viel zu rasch; gegen Morgen fanden sich die meisten Pärchen dort ein, wo sich die Schilder »Bierleichen sind beim Heizer abzugeben« häuften, nämlich im Bierkeller, wo es tatsächlich sehr heiß war. Das war es ohnehin überall, so daß die Getränke viel zu früh ausverkauft waren und nur noch solche mit sehr viel Alkohol erhältlich waren, um den Durst zu löschen. Dies zwang zum Beispiel mich, noch sehr viel länger zu bleiben als ursprünglich beabsichtigt, um den Alkoholspiegel etwas sinken zu lassen vor dem Heimfahren, aber es war sehr reizvoll, einfach dazusitzen und die Ballatmosphäre auf sich einwirken zu lassen und zu schauen, zuzuschauen und zu staunen, wie das Gemeinschaftserlebnis all die verschiedenen Leute vereinigte zu wirklicher Festfreude und wie sie es alle bedauerten, daß schon wieder ein gelungenes Fest vorüber war. *BG*

Die Aktivität der Chemie-Studenten

Die vierte ordentliche Jahresversammlung der CECEC (Communauté européenne culturelle des étudiants en chimie) fand vom 28. Dezember 1963 bis 3. Januar 1964 in Eindhoven statt. Die Fachschaft für Chemie »Jan Pieter Minckelers« der dortigen erst acht Jahre alten technischen Hochschule hatte die Organisation übernommen. Vertreten waren die Technische Universität Berlin, die Université de Liège, die Ecole Nationale Supérieure de Chimie de Paris, das Politecnico Milano und die Eidgenössische Technische Hochschule Zürich. In der Eröffnung gab der Konrektor der Technischen Hochschule Eindhoven, Professor de Vries, ein Bild der heutigen industrialisierten Niederlande, mit welchem er die üblichen touristischen Eindrücke ergänzte.

Im geschäftlichen Teil wurden während vier Tagen folgende Punkte behandelt: In den Jahresberichten figurierten die Reise der ETH-Studenten nach Berlin, die Reise durch die deutsche Industrie mit Teilnehmern aus allen genannten Schulen. Eine Studienplankommission begann mit der genauen Analyse der Studienpläne der zusammengeschlossenen Schulen. Dies ist die wichtigste Grundlage für jedes Auslandssemester, das keinen Verlust einschließen soll. Die Diskussion zeigte, daß das Problem eines solchen Unterfangens in den Wortdefinitionen liegt, da einige Begriffe an jeder Schule eine etwas andere Bedeutung haben. Diese Definitionen, der Vergleich der Studienpläne nach Stunden, Stoff und praktischen Laborarbeiten bilden das Arbeitsprogramm dieses Jahres. Im Rahmen der ETH werden diese Möglichkeiten durch eine studentische Auslandsemesterkommission ebenfalls geprüft.

Eine zweite Kommission behandelte die Frage der Ferienpraktika, die im Moment von der IAESTE (International Association for the Exchange of Students for Technical Experience) vermittelt werden. An dieser Organisation wurde bemängelt, daß sie die Wünsche des Studenten zu wenig berücksichtige. Die Größe der Organisation und ihr Wirken auf allen technischen Fachzweigen sind mögliche Gründe für diese Mängel. Daher soll der Versuch unternommen werden, auf die detaillierten Wünsche der Studenten hin in der Industrie einen entsprechenden Platz zu suchen. Diese Art von Vermittlung wird bedingt durch die Tatsache, daß an anderen Hochschulen die Ferienpraktika z. T. an die Stelle der Laborarbeiten an der Hochschule selbst treten. Die Arbeit dieser zwei Kommissionen wurde von der Generalversammlung genehmigt und verdankt.

Als neue Mitglieder wurden aufgenommen die Technische Hochschule Delft und die Ecole Nationale Supérieure des Industries Chimiques (ENSIC, Unversité de Nancy). Der nächste Tagungsort wird Zürich sein, die Organisation also bei der Vereinigung der Chemiestudierenden an der ETH (VCS) liegen.

Während des zweiten Teils der Jahresversammlung wurden Industrien in Eindhoven und Rotterdam besichtigt. Diese ergänzten das eingangs erwähnte Bild Hollands. Der Gesamteindruck dieser Hollandwoche war: Größte Herzlichkeit, eine gute Zusammenarbeit zwischen Professoren, Industrie und Studenten und der Wille, auf allen Gebieten zur Integration Europas beizutragen.

Hans-Beat Bürgi
Präsident der VCS

Eine Antwort auf einen Bettelbrief

Aus Kreisen der Basler Chemieindustrie wird uns geschrieben:

Liebe Kommilitonen

Erlauben Sie mir als Absolventen der einen und zeitweilig auch der andern unserer zürcherischen Hochschulen, Ihnen etwas zu unterbreiten, das mir zu einer spontan negativen Reaktion und anschließend zum Nachdenken Anlaß gegeben hat.

Ging da kürzlich bei unserer Firma ein »Bettelbrief« ein, wie er sich zwar seiner Art nach in großer und bunter Gesellschaft befindet, aber mit seinem besondern Anliegen erregte er Aufsehen. Eine studentische Vereinigung an einer Ihrer Hochschulen möchte von zwei ausländischen Hochschulen je 20 Kommilitonen des gleichen Faches für einen 10tägigen Besuch in die Schweiz einladen. Empfangen werden sie vom Stadtpräsidenten zum Nachtessen, vom Rektor der betreffenden Hochschule zum Besuch der Fachinstitute, und dann geht es in Begleitung von 20 Gastgebern für acht Tage an einen unserer ersten Winterkurorte zum Skifahren. 5 Referate vor und 4 Diskussionsanlässe in Arbeitskreisen nach dem Nachtessen stehen auf dem Arbeitsprogramm. Ein äußerst verlockendes und großzügiges Vorhaben. Aber... die Mittel sind bei weitem nicht vorhanden (wer rechnet, sieht das sofort: 3 x 20 x 10 Tage Kost und Logis plus Reise plus Bergbähnchen plus ... plus ... plus ...), und so braucht es Gönner.

Nicht wegen der Wahrung des »Geschäftsgeheimnisses«, sondern mit Rücksicht auf die Gesuchsteller will ich nicht ausplaudern, was bei der Behandlung dieses Beitragsgesuches »randvermerkt« wurde, noch dazu in einer Firma, die am akademischen Nachwuchs interessiert ist und seinen Anliegen wohlwollend und großzügig gegenübersteht. Statt dessen und des entgangenen Gönnerbeitrages wegen (und auch weil es mir leid täte, wenn diese so schöne Idee mangels schnöden Mammons ein unrühmliches und für ihre Väter vielleicht sogar peinliches Ende fände) möchte ich ein paar Ratschläge geben, was man tun und was man unterlassen sollte, wenn man seine Ideen mit Erfolg verkaufen will. Es läßt sich eigentlich mit *einem* Grundsatz sagen: Je mehr man nötig hat, umso mehr Mühe sollte man sich geben und Sorgfalt darauf verwenden, beim potentiellen Spender Verständnis und Sympathie dafür zu erzeugen. Also nicht auf billigem Papier ein schlecht vervielfältigtes Zirkular ohne Adresse schicken. Wenn man Tausende von Franken geschenkt bekommen will, ist es dann von 20 Nutznießern zuviel verlangt, 100 oder auch 200 Adressaten einen (selbstverständlich gleichlautenden) Originalbrief zu schreiben, durch den diese sich persönlich angesprochen fühlen,

Die Wahrung der guten Form wäre also das erste Erfordernis. Nun zum Inhalt: Oft gelangt so ein Brief z. B. in die Hände von Leuten, die vor einer Generation unter ganz anderen Verhältnissen und in andern Zeitläufen studiert haben. Aber gleichviel, wie die Empfänger beschaffen seien – es darf nicht vorausgesetzt werden, daß sie solche Wünsche und Vorhaben als selbstverständlich und zeitgemäß akzeptieren, sei es, daß sie veraltete Auffassungen haben oder zwar mit der Zeit gegangen sind, aber ihren Erscheinungen doch kritisch gegenüberstehen. Und vor allem darf nicht vergessen werden, daß für die Franken, die hier so unbeschwert verlangt und dann ausgegeben werden, auch – und erst recht – in dieser Zeit des Wohlstandes und der Arbeitszeitverkürzung vielleicht gerade von vielen der Adressaten sehr intensiv und ohne auf die Uhr zu sehen gearbeitet werden muß. So wäre etwa im vorliegenden Beispiel – immer zutreffendenfalls – zu erläutern gewesen, daß schweizerische Studenten gruppenweise im analogen Stil Gäste ausländischer Studentenorganisationen (resp. deren Gönner) zu sein pflegen und wir es deshalb unserm Ansehen schuldig sind, gleichzuziehen; daß und warum es eine so große Zahl sein muß und es deswegen nicht möglich ist, einfacher unterzukommen, z. B. in einem Berg- oder Jugendhaus, an einem naturnaheren Ort u. a. m. Solchen und ähnlichen Ueberlegungen der Empfänger lohnt es sich zuvorzukommen.

Dann sollte gesagt werden, was die ganze Sache kostet, wieviel der Gesuchsteller, wieviel der schweizerische und der ausländische Student selber daran leisten müssen und welcher Fehlbetrag zu decken ist. Ferner ist es in Fällen wie dem vorliegenden, wo man vermuten muß, daß das Vorhaben mit der Höhe der Gönnerbeiträge steht und fällt, eine gute Art, vorerst eine Beitragszusicherung für den Fall des Zustandekommens zu erbitten, statt dem Geber zuzumuten, ins Blaue hinein einen völlig beziehungslosen Betrag zu schicken. Dann sollte man damit auch so früh kommen, daß gegebenenfalls noch Programmänderungen und Anpassungen möglich sind. Dies auch deswegen, damit sich die Neinsager nicht noch als unmittelbare Spielverderber vorkommen müssen. Endlich ist es für die Adressaten u. U. von Interesse zu erfahren, wer oder welche Kreise angesprochen werden (oft verständigt man sich untereinander, und meist nicht zum Nachteil des Gesuchstellers), und schließlich schiene es mir hier, wo über die geistige Tätigkeit der Teilnehmer Protokolle erstellt werden sollen, eine gute Geste gewesen zu sein, allfälligen Interessenten die Resultate auf Wunsch zur Verfügung zu stellen.

Ich hoffe, daß ich neben meiner guten Absicht auch das verständlich gemacht habe, was ich zwischen den Zeilen noch sagen wollte, und daß zukünftige Veranstalter, die außer ihrem Vorhaben auch die Mittel dazu »organisieren« müssen, nicht nur diesen Leitfaden konsultieren, sondern auch letzteres ins Bedenken nehmen.

Weil wir überzeugt sind,

daß die Zürcher Studenten zuwenig eine Gemeinschaft sind,
daß es an Möglichkeiten, dem abzuhelfen, fehlt,

haben wir vor anderthalb Jahren einen Club gegründet und in ihm regelmäßig gesellige Anlässe durchgeführt. Aber wir können auf der bisherigen Basis den Betrieb nicht mehr fortführen. Wir suchen deshalb einen kontaktfreudigen, unkomplizierten Studenten als

Generalsekretär
Maitre permanent de plaisir

Die Beschäftigung kann sogar zu einem kleinen bis größeren Nebenverdienst werden (50 bis 100% Gewinnbeteiligung!).

Wer sich für diesen Posten interessiert, melde sich bei:
Rudolf Schilling, a. Landstraße 127, Kilchberg ZH, Telefon 91 46 01.
Wer sonst an der Sache Interesse hat, kann sich abends melden oder bei der Redaktion des »Zürcher Studenten« oder auch im Club selbst: Zweierstraße 15, Zürich 4, beim Stauffacher, mittwochs und freitags am Abend.

GESELLSCHAFT ZUM FRÖHLICHEN SCHLÜSSELLOCH

Die Jobsiade

Fortsetzung von Seite 11

»Euripid, Aesop, Horaz und andre Poeten
Waren anfangs arme Schlucker und in Nöten;
Und es geht auch noch in der neuern Zeit
Meist den Philosophen und Poeten nicht breit.

»Ich könnte noch gar leicht aus unsern Tagen
Euch nicht nur viele Exempel, sondern auch
Beispiele sagen,
Wie das Glücksrad sich wunderlich dreht
Und Geringe aus dem Staube erhöht.

»Mancher anfänglich elender Schuhputzer
Ist jetzt ein ahnsehnlicher Herr und Stutzer,
Und ihr müßt nolens volens für ihn
Eure Mütze und Hut tief abziehn.

»Auch manche Frau thut mit Titeln stolzieren
Und mit seidenen Kleidern schwenzellieren
Und ist, obgleich vom Mistfinkenstamm,
Nunmehr eine großherrliche Madam.

»Wenn ihr die angeführten Exempel genau
betrachtet,
Und mich dann noch wegen meines vorigen
Zustandes verachtet:
So würde das, ihr sehet es selbst ein,
Höchst ungerecht und unbillig sein.

»Ich liebe euch alle hochteuer und herzlich,
Und würde es empfinden höchst schmerzlich,
Wenn ich einen von euch dereinst sollte sehn
Zur Linken unter den Böcken stehn.

»Auch meinen Feinden will ich gerne vergeben
Und ihr wahrer Freund zu sein, mich bestreben –«
Den Rest der schönen Predigt übergeh' ich,
Als hierher eigentlich nicht gehörig.

Was diese Rede für Sensation machte,
Und die Wirkung, welche sie hervorbrachte,
Das übersteigt gewißlich hoch und weit
Alle menschliche Begreiflichkeit.

Alle Bauern saßen stumm und starr wie Pfeiler,
Sperrten thürweit auf Augen, Nasen und Mäuler,
Und die Bäurinnen, als von sensiblerer Haut,
Weinten Thränen und schluchzten laut.

»Nun wahrlich, wir müssen es bekennen und
sagen,
Wir haben doch in allen unsern Lebenstagen
Keine Predigt so gelehrt und schön
Als diese vom neuen Herrn Pfarrer gesehn!

»Das ist ein Mann, ein Mann ohnegleichen,
Der kann einem 's harte Herz recht erweichen,
Und weiß von Adam an bis zu dieser Frist
Alles, was in der Welt passieret ist.

»Alles, was er sagt, kann man begreifen und
verstehen.
Dabei thut er sich so sanftmütig begehen,
Und er spricht und redet kein einziges Wort
Ueberflüssig und am unrechten Ort.«

So lautete ungefähr der Ohnwitzer jetzige
Sprache,
Und es hatte sich verändert der ganze Status
der Sache,
So daß wer ihn vorher am meisten gehaßt,
Jetzt für ihn war der größte Enthusiast.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Alsbald nun Ehren Jobs dergestalten
Seinen Einzug ins Pfarrhaus hatte gehalten,
So schriebe er mit ganz frohem Sinn
Seiner Mutter folgenden Brief hin.

»Meine teure Mutter!
Ich eile Euch zu sagen,
Was sich mit mir kürzlich hat zugetragen;
Erschrecket nur nicht zu sehr davor:
Ich bin zu Ohnwitz geworden Pastor.

»Nach meiner Retour von Akademien
Dachte ich zwar mit dem jungen Herrn auf
Reisen zu ziehen;
Aber der Himmel disponiert,
Wenngleich der Mensch proponiert.

»Denn als schon alles zur Reise war veranstaltet;
Hat das Glück so über mich gewaltet,
Daß der hiesige Pfarrer den Schlagfluß bekam
Und aus dieser Welt sein Adieu nahm.

»Herr von Ohnwitz, qua Patron der Pfarreie,
Bezeigte nun für mich die Gande und Treue,
Daß er mir bald und alsofort
Die Pfarre erteilte an diesem Ort.

»Meine Wünsche sind also alle gestillet;
Nur ein einz'ger noch ist bisher unerfüllet,
Nämlich Euch bald im Wohlergehn
Nebst Schwester Esther bei mir zu sehn.

»Ich bitte Euch also, nicht zu verweilen,
Sondern je eher desto lieber zu mir zu eilen
Und dann lebenslänglich bei mir
Zu nehmen Euer künftig Quartier.

»Denn ich will stets im Witwerstande bleiben
Und niemals eine neue Heirat treiben,
Nur Ihr und mein liebes Schwesterlein
Sollt meine Haushälterinnen sein.

»Und thäte ich etwa früher als Ihr sterben,
So werdet Ihr doch deswegen nicht verderben;
Denn Herr von Ohnwitz hat auf diesen Fall schon
Mir für Euch versprochen 'ne Pension.«

Daß Frau Jobs sich sehr gefreuet und gelachet
Und mit Estherchen sich bald aufgemachet
Und die kommode Extrapost nahm
Und so endlich bei ihrem Sohn ankam,

Das läßt sich alles wohl von selbst verstehen.
Wir wollen nun weiter schreiten und sehen,
Wie der Herr Pfarrer sich fein und klug
In seinem neuen Amte betrug.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Es war ein Pläsir, Sonntags anzuhören
Seine vortrefflichen Predigten und Lehren;
Auch seine übrigen Amtsgeschäfte all'
Hatten höchstwohlverdienten Beifall.

Fortsetzung Seite 19

aktuell gesehen

Dieses Bild ist auf den ersten Blick nichtssagend. Doch nur auf den ersten. Das übliche Gemisch von Gebäuden verschiedenen Stils und Alters, wie es in unzähligen Städten vorkommt. Es könnte irgendwo aufgenommen sein, einen Ausschnitt irgendeiner Stadt irgendwo in der Welt zeigen.

Hier handelt es sich aber um Nairobi, die Hauptstadt Kenyas, eines seit Mitte Dezember unabhängigen Landes. Es sind auf der Aufnahme — zwei Wochen nach den Unabhängigkeitsfeiern — auf allen Gebäuden Fahnen zu sehen; die neue Fahne des Landes, die sehr hübsch ist, schwarz und rot und grün, in der Mitte ein Schild mit gekreuzten Speeren. Meist hängen die Fahnen klatschnaß an den Stangen, denn die Regenzeit dauerte bei Jahresende immer noch an.

Nairobi ist das Zentrum Ostafrikas, der drei eng verbundenen Staaten Uganda, Kenya und Tanganjika. Es ist eine recht schöne, weiträumige Stadt mit etwa 300 000 Einwohnern, aufgeteilt in einen europäischen, einen indischen und einen afrikanischen Teil. Die Europäer leben in einem ausgedehnten Villenviertel, während die Inder — sie sind noch in großer Zahl in Ostafrika und beherrschen den Kleinhandel und das Gewerbe, sind aber vielleicht gerade deswegen unbeliebt bei den Schwarzen — viel enger beisammen leben und einen eigenen Stadtteil mit seinem Zentrum haben, der einen in das Gefühl versetzt, in Indien zu sein. Der eigentliche afrikanische Teil der Stadt weist keine besondere Charakteristik auf. Die Schwarzen leben in allen möglichen Behausungen, angefangen von Mehrfamilienhäusern bis hinunter zu recht primitiven Hütten. Dazu kommt die Stadtmitte, von der auf der Fotografie ein großer Teil zu sehen ist mit links Geschäftshäusern und rechts einigen Regierungsgebäuden. Hinter dieser modernen Skyline beginnt das freie, weite Grasland, und kaum 10 Kilometer weiter gelangt man zu einem Zaun, der die Tiere des Nairobi National Park daran hindert, der Stadt allzu nahe zu kommen. Obwohl heute noch keine Großstadt, wächst Nairobi rasch zu einer solchen heran. Der Verkehr im Geschäftsviertel ist bereits recht hektisch, aber außerhalb der Stadt konzentriert sich der Verkehr auf nur wenige Hauptverkehrsadern.

Weshalb aber drucken wir dieses Bild überhaupt ab? Nun, nach eingangs Erwähntem hat man das Bild vielleicht etwas besser angeschaut und etwas entdeckt, das in diesem Zusammenhang als sehr bemerkenswert erscheinen muß, nämlich das Parkhaus in der Mitte rechts. Ein Parkhaus, wie es jeder Schweizer Stadt gut anstehen würde, vor allem aber bitter nötig wäre. In Nairobi besteht aber vorläufig noch durchaus keine Parknot. Es sind deutlich freie Parkplätze zu sehen, und dies an einer der Hauptgeschäftsstraßen!

Zürich könnte dieses Parkhaus sehr viel besser ausnützen, hätte es dringend nötig in der City. Weshalb gibt es denn noch keines im Stadtzentrum?

Vielleicht, weil allfällige Unternehmer, die in der Lage wären, eines zu bauen, wissen, daß der Schweizer Automobilist lieber stundenlang im Kreis herumfährt in der illusorischen Hoffnung, seinen Wagen irgendwo abstellen zu können, als zwei Franken pro Stunde bezahlt für einen Platz im Parkhaus.

Vielleicht, weil in Erwartung der Ideallösung, eines Gesamtverkehrsplans, der der heutigen und künftigen Entwicklung adäquat wäre, lieber überhaupt nichts getan wird. Denn es widerspricht dem schweizerischen Perfektionsdrang, eine Lösung zu akzeptieren, die nicht alle Aspekte gebührend berücksichtigt. So wird eben konzeptionslos weiter gewurstelt. Daß aber im Zentrum ein Parkhaus nötig wäre, zeigt die Tatsache, daß die Parkmöglichkeiten auf der Escherwiese nur ungenügend benützt werden; denn der Weg von dort ins Zentrum ist offenbar bereits zu weit. Deshalb erübrigt sich vorläufig auch eine Diskussion darüber, weshalb denn auf diesem günstig gelegenen Areal nur auf zwei Ebenen parkiert werden kann. Die Gründe dafür entziehen sich meiner Kenntnis, vielleicht ist es nur ein Provisorium und gilt nicht »Ce n'est que le provisoire qui dure«?... Es wäre ja eine Sensation gewesen, wenn dort ein Parkhaus gebaut worden wäre, eines wie in Nairobi im unterentwickelten Afrika. Es würde mich nicht wundern, wenn auf der Escherwiese gelegentlich ein weiteres Geschäftshaus entstünde mit Bedarf nach weiteren, sehr vielen Parkplätzen.

Zürich besitzt zwar den Ruf, eine der schönsten Städte der Welt zu sein, und die Zürcher sind auch entsprechend stolz darauf, vergessen aber, daß es nicht das Verdienst der heute lebenden Generation ist. Was da an der Peripherie geschieht, ist mit Ausnahmen alles andere als erhebend. Das Uebel ist zwar erkannt, aber was gibt es für eine Möglichkeit, mit dem jetzt Bestehenden vernünftig weiterzumachen?

Zürich ist keine Großstadt, nein, Zürich ist ein Großstädtlein. Und die Mentalität seiner Bewohner ist kleinstädtisch. Ich möchte das an Hand jener Mehrheit von Stimmenden belegen, die ihren Mitbürgern verwehrt, nach Mitternacht Vergnügungslokale zu besuchen. Diese Leute übersehen dabei, daß sie selbst zu Hause bleiben können. Und abgesehen davon, geht es sie ja überhaupt nichts an. Oder daß man so sehr am Tram hängt, das einen großen Teil der Straßen versperrt usw.

Doch ich möchte diese Polemik abschließen mit der kühnen Hoffnung, daß wenigstens punkto Parkhäuser einmal ein Fortschritt erzielt werden wird, daß in dieser Beziehung Zürich einmal soweit sein wird wie Nairobi... BG

das ECHO

Infolge Platzmangels müssen wir hier leider auf die Fortführung der Diskussion um den Fackelzug der fortschrittlichen Studentenschaft verzichten. (Red.)

Die Abteilung VII und die Probleme der Landwirtschaft

(eine Entgegnung)

In der Julinummer 1963 des »Zürcher Studenten« hat sich M. Nabholz in einem Artikel über »Die Abteilung VII und die Probleme der Landwirtschaft« versucht. Spricht es nicht gegen einen Studenten, wenn er die Wissenschaftlichkeit seines gesamten Studiums anprangert, nachdem es ihm noch gar nicht möglich war, wissenschaftlich zu arbeiten. Denn gerade die zweite Hälfte des Studiums zwingt mit drei schriftlichen Arbeiten und mit der freien Wahl von Fächergruppen auch den überzeugtesten Praktiker zu selbständigem schöpferischem Arbeiten.

Bedenklich aber wird es dort, wo der erwähnte Artikelschreiber die ungeheure Problematik der schweizerischen Agrarpolitik mit einigen nichtssagenden Sätzen verurteilt. Leider scheint aber gerade dies die Art des Autors zu sein, jede Frage, wie weit sie auch reichen mag, in wenigen Worten abzutun. Dabei verdienten es fürwahr beide im Titel erwähnten Themen einzeln, sicher kritisch, jedoch in seriöserer Art behandelt zu werden.

Nach der Meinung meines Kommilitonen sollte sich die Abteilung VII darüber grämen, daß sie nicht selbst irgendwo auf dem Lande eine Hochschule für sich hat. Abgesehen davon, daß die Rentabilität – diese nimmt M. Nabholz in der Beurteilung der schweiz. Landwirtschaftspolitik wohl auch als primären Maßstab – sicher gering bis sehr klein wäre – der Leser stelle sich für 150–200 Studenten eine Hochschule vor –, gibt es noch mehr schlagkräftige Argumente, die den heutigen Zustand verteidigen. Wären die Grundlagefächer bei einer Trennung auch dermaßen ausgebaut, wie es unter den heutigen Umständen der Fall ist? Gerade ausländische landwirtschaftliche Hochschulen leiden sehr darunter, daß bei ihnen diese Fächer: Mathematik, Botanik, Zoologie, Physik, Nationalökonomie und Geologie nur am Rand behandelt werden. Es fehlen ihnen aber die finanziellen Mittel für deren technischen und wissenschaftlichen Ausbau, da in erster Linie die landwirtschaftlichen Produktionsfächer gefördert werden. Und damit habe ich schon wieder ein Argument gegen meinen Kommilitonen, der über ein zu stiefmütterliches Behandeln der Grundlagefächer an unserer Abteilung klagt.

Für ein Zusammenbleiben der landw. Abteilung mit den andern Abteilungen an derselben Hochschule sprechen auch die ungeahnten Ausbaumöglichkeiten für die Freifächer, oder die Spezialgebiete, in die sich ein Student vor oder nach dem Diplom einarbeiten kann. Allerdings, um der Sache gerecht zu werden, muß ein Nachteil erwähnt werden. Denn wären die Institute direkt ihren Versuchsbetrieben angeschlossen, so wäre das für die Zusammenarbeit zwischen Studierenden und Institut, für das Verständnis der Versuche und ihrer Ergebnisse weit fruchtbarer.

An der ETH scheint es fast symptomatisch zu sein, daß dem Studenten das Studium weitgehend aufgeladen wird, ohne daß dem einzelnen noch viele Möglichkeiten zur freien Wahl stünden. Denn nur aus solcher Sicht kann einer sagen, wir hätten an unserer Abteilung eine zu kleine Spezialisierung. M. Nabholz vergleicht hier nämlich unser Studium mit dem anderer Abteilungen. Dabei sind jene aber durch Pflichtfächer und Uebungen derart überlastet, daß sie kaum mehr zu einem Eigenstudium kommen oder selbstgewählte Fachvorlesungen besuchen können. Durch einen gelockerten Stundenplan, vorab im 6. und 7. Semester, wird jedem einzelnen der Abteilung VII die Möglichkeit geboten, Spezialvorlesungen innerhalb und außerhalb unserer Abteilung zu besuchen. Es ist jedoch ein Fehlschluß, wenn von unserer Abteilung so viel verlangt wird, wie in Holland oder an einigen nordischen landwirtschaftlichen Hochschulen geboten wird. Aber gerade von diesen scheint mir M. Nabholz sehr beeindruckt zu sein. Man stelle sich aber auch vor, daß in diesen Ländern auch ganz andere Bedingungen herrschen. Einmal ist die Studentenzahl ein Vielfaches von der hier, zum andern haben wir dort ausgeprägte Agrarländer, was wir von der Schweiz wohl kaum mehr sagen können. Dort wird eine tiefgehende Durchforschung der Agrarprobleme zu einer absoluten Notwendigkeit, denn von seinen Erfolgen muß das Land leben.

Im übrigen sehe ich die Spezialisierung so, wie sie heute in den meisten europäischen Ländern verwirklicht ist. Die Auffassung meines Gegners ist in diesem Punkt recht widersprüchlich. Einesteils setzt er sich für eine ausgeprägte Spezialisierung ein, er möchte jedoch den roten Faden einer Allgemeinbildung nicht verlieren. Dies ist aber nur in der Art möglich, wie es auch in unserer Abteilung verwirklicht ist. In den ersten beiden Semestern wird das Allgemeinwissen der Grundlagefächer vermittelt, die folgenden drei befassen sich mit den wesentlichen Grundlagen der typischen landwirtschaftlichen Produktionsfächer, erst hernach setzt die eigentliche Spezialisierung ein. Dabei ist es aber nicht untersagt, wieder auf gewisse Spezialgebiete der Grundlagefächer zurückzugreifen, sofern dies für ein Spezialstudium zur Notwendigkeit wird.

Sodann kann man sich mit Recht fragen – und damit greife ich eine weitere These an –, wieviel von einem ausgebildeten Ingenieur Agronom verlangt werden kann. Wenn ich mich hier auch auf gewisse ausländische Praktiken stütze, so möchte ich behaupten, daß auch dort von den Agronomen selbständiges Arbeiten, Erfahrung im Versuchswesen, das auch ein Beherrschen gewisser wissenschaftlicher Methoden voraussetzt, gefordert wird. Damit haben wir aber immer noch einen großen Unterschied zwischen einem Doktor und einem Diplomingenieur.

Aus der Tatsache, daß wir heute mehr wissenschaftlich versierte Leute brauchen und deshalb zu wenig Studenten doktorieren, ist nicht der Fehlschluß zu ziehen, daß der Agronom selbst seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen oder sein Studium zu wenig tief sei. Im Gegenteil, der neue Studienplan bemüht sich sehr um eine gründliche Ausbildung.

Ist denn die Tatsache, daß im 6. und 7. Semester je eine schriftliche Arbeit abgeliefert werden muß, nicht Indiz genug gegen diese Behauptung? Hier kann sich nun jeder in sein Fachgebiet einarbeiten und den Beweis erbringen, daß er fähig ist, ein vom Professor gestelltes Thema selbständig, nach Literatur und eigenen Versuchen, zu bearbeiten. Da zeigt sich nun, wer Anlagen dazu hat, denn je nach Vermögen kann hier sehr weit gegangen werden. Jeder, der einmal eine solche Arbeit seriös und mit Begeisterung hinter sich gebracht hat, wird nicht abstreiten können, daß dies der Anfang von wissenschaftlichem Arbeiten war.

Wenn nun aber der Student zusammen mit der Diplomarbeit drei Arbeiten abzuliefern hat, so ist sicher Gewähr dafür da, daß er Probleme selbständig anzupacken, sie in allen Details zu durchdenken und zu lösen weiß. Diese Ausbildung gilt für jeden Agronomen, werde er nun Berater oder Wissenschafter. Nur ist für den späteren Wissenschafter die Ausbildung mit dem Diplom noch nicht abgeschlossen, sie wird hier erst in vermehrtem Maße beginnen.

Es wird immer die Aufgabe des sogenannten praktischen Agronomen sein, die Grenzen in einem wissenschaftlichen Neuland abzustecken, die Ergebnisse in brauchbarer Form der Praxis zugänglich zu machen. Verlangt dies nun wirklich nicht mehr als nur ein technisch-organisatorisches Können? Sicher wird das ein Techniker nicht meistern. Der Agronom ist der Uebersetzer der wissenschaftlichen Ergebnisse, der Techniker ist aber nur imstande, die Uebersetzung zu lesen!

Franz Horber, Abt. VII, 7. Sem.

SEITE DER WISSENSCHAFT

Von der Auslegung des Neuen Testaments

Einen Ueberblick über das Ganze der theologischen Forschung zu geben, ist heute auf so kurzem Raum so wenig möglich wie in irgend einem andern Zweig der Wissenschaft. Darum soll im Folgenden die Wissenschaft vom Neuen Testament für das Ganze der Theologie Modell stehen. Wenn sie dazu in der Lage sein soll, muß freilich in ihr etwas vom Wesen der Theologie überhaupt sichtbar werden. Dieses Erfordernis erscheint zwar selbstverständlich. Wo anders sollte die Theologie bei ihrer eigentlichen Aufgabe angetroffen werden, wenn nicht bei der Auslegung des Neuen Testaments? Allein im Blick auf die Geschichte der Theologie und auf die Rolle der neutestamentlichen Wissenschaft in andern Konfessionen ist diese Feststellung alles andere als selbstverständlich. Neutestamentliche Forschung in dem Sinne, wie sie heute in der protestantischen Theologie betrieben wird, ist erst rund zwei Jahrhunderte alt. Daß aber die Auslegung des Neuen Testaments geradezu zu einem Brennpunkt der ganzen Theologie werden kann, in dem die eigentlichen theologischen Sachfragen ausgetragen werden, ist vollends eine Erscheinung erst der jüngsten Zeit.

I.

Wie konnte es zu dieser zentralen Stellung der neutestamentlichen Disziplin im Ganzen der Theologie kommen? Sie ist nur erklärbar auf der Grundlage der **historisch-kritischen Methode** der Bibelauslegung. Vielleicht ist diese Methode sogar selbst eines der entscheidendsten Ergebnisse der neuzeitlichen Bemühungen um das Neue Testament. Ihre Bedeutung erhellt schon aus der Tatsache, daß sie heute, bei aller Verschiedenheit der durch sie gewonnenen Ergebnisse, praktisch unangefochten in Geltung steht, und daß selbst die römisch-katholische Theologie sie weitgehend übernommen hat. Bevor wir auf die sachliche Bedeutung dieser Methode für die Theologie eingehen, sei ihr Verfahren kurz beschrieben.

Der historisch-kritischen Interpretation liegt der Grundsatz zugrunde, daß für die Auslegung der biblischen Schriften dieselben methodischen Regeln gelten wie für die wissenschaftliche Interpretation anderer Schriften. Mit dem immer wieder geäußerten Einwand, eben dadurch werde das Einzigartige an der biblischen Botschaft verdeckt, werden wir uns noch auseinandersetzen. So sehr nun solche Auslegung gerade im Dienst der heutigen Verkündigung geschieht, so sehr wird sie den neutestamentlichen Text **streng historisch** auslegen. Sie zieht also nicht vorschnell die Linien in die Gegenwart hinein und sucht nicht sogleich einen heute brauchbaren Sinn in einem Text, sondern sie läßt den Text in seinem historischen Damals stehen und sucht seine damalige Aussage herauszuarbeiten. Sie muß aus eben diesem Grunde auch **kritisch** verfahren. Der neutestamentliche Text hat ja eine unendlich lange Geschichte hinter sich. Er steht nicht nur in großer zeitlicher Distanz von uns, sondern er ist auch von der kirchlichen Verkündigung und von der Theologie eh und je schon ausgelegt und in Anspruch genommen worden. Irgendwo in dieser langen Geschichte steht auch der heutige Ausleger des Textes. Er kommt nicht als gänzlich Unbelasteter an seinen Text heran, sondern er bringt bereits Fragen, Meinungen und Urteile mit, er hat, wie wir sagen, schon ein Vorverständnis des Textes. Ein solches ist freilich nötig, sonst würde er sich mit dem Text gar nicht befassen. Aber es wird zugleich dem Text gefährlich, weil es ihn in seinem eigenen Wort nicht aufkommen läßt. Und eben das ist der Sinn der kritischen Auslegung des Neuen Testaments: sie will es dazu kommen lassen, daß der Text in seiner eigenen Aussage zu Wort kommen kann. Sie ist bereit, die mitgebrachten Meinungen und Urteile und allenfalls sogar die Fragestellungen von dieser Eigenaussage des Textes her kritisieren zu lassen. Kritik im Sinne der historisch-kritischen Methode ist also nicht Kritisieren des Textes durch den Ausleger (dazu noch in dem verurteilenden Sinn, den das Wort Kritik im durchschnittlichen Sprachgebrauch hat), sondern sie ist zuletzt Kritik des Textes am Ausleger und an dem, was er vorschnell und unbesehen als Sinn des Textes gelten lassen möchte.

II.

Die von einer kritischen Textinterpretation geforderten Arbeitsgänge sind so mannigfaltig wie die neutestamentlichen Texte selbst, und gerade eine historisch-kritische Auslegung hat sich von jedem Text neu die Interpretationsschritte weisen zu lassen. Dennoch lassen sich einige Arbeitsgänge nennen, die im Vollzug der Auslegung immer wieder vorkommen.

a) Die kritische Arbeit beginnt mit der **Textkritik.** Sie wird nötig durch die Eigenart der Ueberlieferung des neutestamentlichen Textes. Dieser Text liegt uns nicht in einer einheitlichen Gestalt vor, sondern er ist durch die zahlreichen Abschriften verändert worden. Das Ergebnis der handschriftlichen Tradierung durch die alte Kirche ist eine große Zahl von Bibelhandschriften, die im Wortlaut nicht unerheblich voneinander abweichen. Daraus erwächst für die Textkritik die Aufgabe, aus den verschiedenen Varianten den ältesten und daher zuverlässigsten Text zu rekonstruieren. Diese Arbeit ist zwar dem Theologen durch wissenschaftliche Ausgaben des Neuen Testaments weithin abgenommen. Sie geben ihm aber zugleich das Werkzeug in die Hand, um sich bei wichtigen Textabweichungen selber für den einen oder andern Wortlaut zu entscheiden.

b) Doch damit ist erst der älteste und darum zuverlässigste Wortlaut eines Textes gewonnen. Die eigentliche Interpretationsaufgabe beginnt damit erst. Vor aller inhaltlichen Auswertung des Textes muß seine literarische Eigenart umfassend abgeklärt werden. Das ist die Aufgabe der sogenannten **Literarkritik.** Im Neuen Testament sind gleich vier völlig verschiedene literarische Gattungen vertreten: die Evangelien, die Apostelgeschichte, die Briefliteratur und eine Apokalypse, die Offenbarung des Johannes. Stellt man diese vier Schriftengattungen vor den Hintergrund der zeitgenössischen jüdischen und hellenistischen Literatur, so liefert allein schon dieser Vergleich wichtige Hinweise. Etwa die Offenbarung des Johannes erscheint dann als Beispiel einer verbreiteten Gattung von spätjüdischen Schriften, der Apokalypsen. Studiert man deren Stileigentümlichkeiten, so ergibt sich daraus eine vorläufige Richtschnur für das Verständnis apokalyptischer Schriften überhaupt, die es dann erlaubt, die spezifisch christliche Aussage der Johannesoffenbarung herauszuarbeiten. Ist hier die Interpretationshilfe aus der engen Verwandtschaft dieser Schrift mit andern, außerchristlichen Beispielen derselben literarischen Gattung gewonnen, so suchen wir umgekehrt im Falle der Evangelien in der ganzen zeitgenössischen Literatur vergeblich nach einer solchen Verwandtschaft. Auch dieses negative Ergebnis ist bedeutsam. Die literarische Einzigartigkeit der Evangelien ist mit als Ausdruck ihres sachlichen Gehaltes zu werten, und der Ausleger wird aus dieser analogielosen literarischen Gestalt den Auftrag heraushören, sich besonders sorgfältig um die innere Gesetzmäßigkeit dieser Schriften zu bemühen.

Zur literarkritischen Analyse einer neutestamentlichen Schrift gehört ferner die Frage nach ihrem Verfasser. Ist ein solcher in der Schrift selbst nicht genannt, so wird es weniger darum gehen, eine individuelle Persönlichkeit als Verfasser zu suchen, als vielmehr darum, den ungefähren geographischen und zeitlichen Ort dieser Schrift zu bestimmen. Die kritische Auslegung wird anderseits keine in der Schrift selbst behauptete Verfasserschaft unbesehen gelten lassen, sondern sich aus dem Vorhandensein gefälschter Schriften im Altertum genötigt sehen, auch die Verfasserangaben der neutestamentlichen Bücher kritisch zu prüfen. Wir wissen heute, daß eine Reihe von angeblich von Paulus verfaßten Briefen, der Epheserbrief und der Kolosserbrief sowie die beiden Timotheusbriefe und der Titusbrief nicht von Paulus stammen, sondern von Schülern des Apostels verfaßt wurden. Solche kritische Einsichten dienen nicht etwa dazu, diese Bücher als Fälschungen abzutun, sondern sie von ihren wirklichen Verfassern her und aus ihrer eigenen Situation heraus besser zu verstehen.

Zu diesen die eigentliche Interpretation vorbereitenden Schritten gehört aber auch die Frage, ob eine neutestamentliche Schrift in der vorliegenden Form unversehrt ist. Die intensive Benützung dieser Schriften im Leben der christlichen Gemeinden und die primitive handschriftliche Tradierung führte leicht zu Eingriffen in den ursprünglichen Text. Im Johannesevangelium scheinen manche Abschnitte ursprünglich in anderer Reihenfolge gestanden zu haben. Der 2. Korintherbrief besteht aus mehreren einst selbständigen Briefen des Paulus, die erst später zu einem einzigen Brief zusammengestellt wurden. Endlich stehen in den Paulusbriefen einzelne Sätze und Abschnitte, die überhaupt nicht von Paulus stammen, sondern von spätern Abschreibern seiner Briefe in den Brieftext eingeschmuggelt wurden. Die Literaturkritik wird sich in allen diesen Fällen um die Abklärung der literarischen Verhältnisse bemühen.

Mit den bisher beschriebenen literarkritischen Arbeitsgängen stehen wir immer noch bei der Untersuchung einer Schrift als ganzer. Als solche ist sie aber meist nicht auf einmal entstanden, sondern sie hat bereits eine Vorgeschichte hinter sich. Die Erhellung dieser Vorgeschichte ist darum das nächste Ziel der Untersuchung. In einem ersten Schritt der Rückfrage sucht sie nach schriftlichen Vorstufen und Vorlagen, nach Quellen, die in einem Buch verarbeitet worden sind. Diese Fragestellung ist natürlich der Briefliteratur nicht angemessen, weil Briefe auf einmal geschrieben werden. Dagegen rufen die literarischen Verhältnisse in den Evangelien nach der Annahme von Quellen. Der Verfasser des Johannesevangeliums hat deutlich eine Quelle mit Wundertaten Jesu in seinem Buch verarbeitet. Vor allem stand die Literarkritik in den drei ersten Evangelien, Matthäus, Markus und Lukas, schwierigsten Problemen gegenüber. Frappante Uebereinstimmung im Wortlaut und Aufbau dieser Bücher, aber auch ebenso charakteristische Abweichungen voneinander ließen nach ihrem gegenseitigen Verhältnis fragen. Die Forschung kam nach langen Bemühungen zu einem nicht mehr ernsthaft anzufechtenden Resultat in der sogenannten Zwei-Quellen-Theorie. Danach ist das Markusevangelium als das älteste der drei Bücher anzusehen. Es hat den Verfassern der beiden andern Evangelien, Matthäus und Lukas, bereits schriftlich vorgelegen, zusammen mit einer nur noch hypothetisch zu erschließenden Quelle von Jesusworten, die sie ebenfalls gemeinsam benützten. Dieses berühmteste Beispiel einer Quellenanalyse läßt ahnen, welche Bedeutung dieser Fragestellung zukommt.

III.

a) Und doch ist die Vorgeschichte der neutestamentlichen Schriften durch die Frage nach möglichen Quellen erst ganz vorläufig und nur in ihrer letzten Phase erhellt. Denn die Schriften des Neuen Testaments stellen in der Geschichte des ältesten Christentums bereits ein fortgeschrittenes Stadium dar. Das älteste Buch des Neuen Testaments ist erst rund zwanzig Jahre nach dem Tod Jesu geschrieben worden, nachdem die christliche Gemeinde bereits einen nicht ganz kurzen und äußerst lebendigen Abschnitt ihrer Geschichte hinter sich hatte. Schon in dieser Zeit ist aber das Glaubensgut ausgebildet worden, das dann in den neutestamentlichen Büchern seinen schriftlichen Niederschlag gefunden hat. Wir finden es hier noch nicht schriftlich fixiert, sondern im **Stadium mündlicher Ueberlieferung.** Die Erforschung dieser frühen Schicht mündlicher Tradition stellt in der neuesten Zeit einen der Brennpunkte der neutestamentlichen Wissenschaft dar. Im Bereich der Evangelienforschung ist dieses Unternehmen unter dem Namen der **Formgeschichte** betrieben worden. Sie ging von der Beobachtung aus, daß unsere Evangelien ausgesprochene Sammelwerke sind. Das in ihnen gesammelte und zusammengestellte Ueberlieferungsgut aber besteht auf der Stufe seiner mündlichen Verwendung aus äußerst kurzen und isolierten Einheiten. Ob es also um eine Wundertat Jesu, um ein Wort Jesu, um ein Gleichnis oder um ein Gespräch Jesu mit den Pharisäern geht, immer sind solche Einheiten ursprünglich selbständig und in sich geschlossen. Solche kleinste Ueberlieferungseinheiten sind aber überhaupt nicht mehr aus dem Blickwinkel literarischer Fragestellung zu untersuchen, sondern sie weisen unmittelbar ins gottesdienstliche Leben der ersten Gemeinden. Man hat sie darum als Predigtbeispiele bezeichnet, d. h. als Erzählungen oder Worte, die der Prediger oder Missionar in seiner Verkündigung verwendete. So tritt in diesen ältesten Einheiten nicht nur das Glaubensgut der ersten Gemeinde zutage, sondern zugleich diese Gemeinde selbst mit ihrem gottesdienstlichen Leben. Nur wenn man diesen »Sitz im Leben«, den Gottesdienst, mit in die Interpretation einbezieht, lassen sich diese Einzelüberlieferungen überhaupt angemessen interpretieren. Sie sind nichts anderes als unmittelbare Verkündigung. Die formgeschichtliche Forschung untersucht nun, in welcher Weise dieser Verkündigungscharakter unmittelbar die Form dieser Einheiten prägt. Sie macht dabei äußerst bedeutende Beobachtungen: diese Predigtbeispiele lassen alles weg, was nicht unmittelbar dem verkündigenden Hinweis auf Jesus dient. Sein vollmächtiges Wort oder seine Wundertat steht allein im Zentrum. Alle äußern Umstände, alle Orts- und Zeitangaben sind nur die flüchtig skizzierten Kulissen, vor denen er sein Werk tut; die Menschen, denen er begegnet, nur die namenlosen Statisten, denen sein Wort widerfährt. Diese Ueberlieferungen zeichnen nicht ein anschauliches Bild vergangenen Geschehens, sondern sie wollen unmittelbar der Verkündigung dienen.

Diese formgeschichtliche Methode der Evangelienforschung darf als vorbildliches Beispiel einer kritischen Textinterpretation gelten, indem sie gegen unangemessene Fragestellungen an den Text diesen selbst in seinem eigenen Anliegen sprechen läßt. Das 19. Jahrhundert hatte die Evangelien als Quellen für eine Biographie Jesu gelesen und versucht, aus ihnen den historischen Ablauf des Lebens und Wirkens Jesu zu rekonstruieren. Indem die Formgeschichte den Verkündigungscharakter dieser Texte erkannte, erwies sich das Unternehmen dieser Leben-Jesu-Forschung als unmöglich.

b) Die formgeschichtliche Fragestellung führt nun aber nicht nur zur Beschreibung der Erzählungs- und Redeformen, in denen die Verkündigung von Jesus einhergeht, sondern sie entdeckt zugleich etwas von dem geschichtlichen Weg der urchristlichen Verkündigung und damit von der Geschichte der ältesten Gemeinde selbst. Darin trifft sich die Erforschung der Evangelien mit derjenigen der Briefe des Neuen Testaments. In den Briefen des Paulus etwa finden sich Stücke, in denen nachgewiesen werden kann, daß hier Paulus nicht selbständig formuliert, sondern fertige Formulierungen übernommen hat. Es handelt sich um kurze Glaubensbekenntnisse und Lieder, die in gedrängter Form das Heilswerk Jesu enthalten. Wie die einzelnen Geschichten der Evangelien in ältere Zeit zurückweisen, so läßt sich auch in diesen von Paulus übernommenen liturgischen Stücken das Glaubensgut der Gemeinden vor Paulus erkennen. Weil nun die Forschung versucht, diese älteren Elemente nicht nur nachzuweisen, sondern sie geschichtlich einzuordnen in jenen Gang des Evangeliums durch die ersten Jahrzehnte, läßt sich diese Fragestellung unter dem Begriff der **Traditionsgeschichte** zusammenfassen. Der geschichtliche Weg des Evangeliums erweist sich schon in dieser ältesten Zeit als ungemein differenziert. Der wichtigste Markstein auf diesem Weg bleibt aber der Schritt aus dem palästinensischen Judenchristentum in die heidnische Welt des hellenistischen Raumes.

Diese Ausbreitung des christlichen Glaubens vollzog sich nicht einfach so, daß die Ueberlieferung von Jesus in ein für allemal festgelegten Formen und Formulierungen tradiert wurde. Sie vollzog sich vielmehr in einem Prozeß lebendiger Aneignung, Fortbildung und Umbildung. Alte, noch in Palästina formulierte Erzählungen oder Worte über Jesus konnten in der neuen Welt des Hellenismus plötzlich in einem ganz andern Licht erscheinen. Das kann hier nur an einem Beispiel skizziert werden. Wenn die palästinensische judenchristliche Gemeinde von Jesus als ihrem Herrn sprach, dann richtete sich ihr Blick ganz in die Zukunft, auf das künftige Kommen Jesu zum Gericht. Jesus war für sie der Herr als dieser kommende Richter. Für einen Christen im hellenistisch-heidnischen Raum hatte das Wort »Herr« von vornherein einen andern Klang. Er kannte das Wort aus den heidnischen Religionen seiner Umwelt. Dort bezeichnete es einen heidnischen Gott, der im Kult seiner Kultgemeinde unmittelbar gegenwärtig war. Bekannte also ein Heidenchrist in dieser Umgebung Jesus als Herrn, dann dachte er zwangsläufig nicht mehr an jenes künftige Kommen Jesu, sondern daran, daß Jesus schon jetzt in der Gegenwart, der Herr sei. Die traditionsgeschichtliche Untersuchung wird also versuchen, die einzelnen Aussagen der neutestamentlichen Verkündigung möglichst genau an ihrem geschichtlichen Ort zu erfassen und die Nuancen und Abwandlungen zu verfolgen, die eine Aussage auf ihrem Weg durch die verschiedenen Gemeinden hindurch erfährt.

c) Das eben angeführte Beispiel führt sogleich zu einem weiteren Schritt der Arbeit am Neuen Testament, zur **religionsgeschichtlichen Forschung.** Sie setzte am Anfang unseres Jahrhunderts mit solcher Vehemenz ein, daß man jene Forschergeneration geradezu als religionsgeschichtliche Schule bezeichnet hat. Aber auch heute nimmt die religionsgeschichtliche Arbeit einen breiten Raum ein, und die genaue Bestimmung des Sinnes einer neutestamentlichen Aussage ist nicht mehr zu denken ohne diese Vorarbeit. Die religionsgeschichtliche Fragestellung geht von der Einsicht aus, daß die Verkündigung des Evangeliums im Neuen Testament die Sprache der damaligen Zeit spricht. Eben diese Sprache der religiösen Umwelt des Neuen Testaments mit ihren Begriffen und Vorstellungen muß untersucht werden, wenn das Neue Testament kritisch interpretiert werden soll. Wenn etwa im Neuen Testament die Vorstellung von Jesus als dem Menschensohn begegnet, der beim Weltende vom Himmel her erscheint, wird also die religionsgeschichtliche Untersuchung fragen, ob sich in der religiösen Umwelt eine ähnliche Vorstellung von einem Menschensohn finden läßt. Sie findet sie im vorliegenden Fall in einem ganz bestimmten Umkreis, nämlich in gewissen spätjüdisch-apokalyptischen Schriften. Dieses Ergebnis verhilft zunächst zu einer traditionsgeschichtlichen Datierung der neutestamentlichen Menschensohnworte: sie haben ihren Ausgangspunkt in einer judenchristlichen Gemeinde, in deren Gesichtsfeld jene jüdische Vorstellung lag, und die mit Hilfe dieser Vorstellung sagen konnte, was Jesus für sie bedeutete. Der religionsgeschichtliche Vergleich verhilft aber darüber hinaus zum genauen Verständnis der neutestamentlichen Aussage. Die Aussagen des Neuen Testaments erscheinen so zunächst in einer eigentümlichen Verwandtschaft mit Vorstellungen ihrer jüdischen oder heidnischen Umwelt. Der Nachweis solcher Verwandtschaft geschieht aber nicht in der Absicht, das Einmalige und Spezifische der neutestamentlichen Verkündigung zu relativieren und sie nur noch als Spielart verbreiteter religiöser Anschauungen zu verstehen. Er hat im Gegenteil die Aufgabe, auf dem Hintergrund vorstellungsmäßiger Gemeinsamkeit das unverwechselbar Einmalige am Neuen Testament ganz scharf herauszuarbeiten. Es besteht im angeführten Beispiel vom Menschensohn etwa darin, daß für das Neue Testament der vom Himmel kommende Menschensohn derselbe ist, der in Jesus von Nazareth schon da war, und daß sich darum am Ja oder Nein zu Jesus auch die Annahme oder Verwerfung durch den kommenden Menschensohn entscheiden wird. Ja, dieses Einmalige und spezifisch Christliche am Neuen Testament wird überhaupt nur auf diese Weise deutlich in den Blick kommen. Ohne solchen religionsgeschichtlichen Vergleich könnte dieses Einmalige aus der Distanz von fast zwei Jahrtausenden sehr wohl an einem ganz falschen Ort gesehen werden. Es könnte dort gesehen werden, wo das Neue Testament ganz selbstverständlich Vorstellungen seiner Zeit teilt, an denen aber weiter gar nichts liegt. Wollte man in ihnen die neutestamentliche Botschaft sehen, dann würde aber aus der Verkündigung des Evangeliums ein System antiker Weltanschauung, das wir einfach zu übernehmen hätten.

IV.

Wir haben mit dem Vorangehenden einige der Fragestellungen historisch-kritischer Auslegung kurz beschrieben. Es dürfte deutlich geworden sein, daß sich solch wissenschaftliche Bibelauslegung von jeder andern Beschäftigung mit der Bibel unterscheidet durch ihr methodisches Verfahren. Historisch-kritische Auslegung ist also zunächst ein formales Verfahren, eine ihre Prinzipien immer mehr verfeinernde Methode. Wo sie heute geübt wird, ist im Bereich der Bibelauslegung eine Gesprächsebene geschaffen, auf der sich Theologen der verschiedenen Konfessionen unmittelbar begegnen können. Das ist verheißungsvoll und könnte darauf hinweisen, daß das Neue Testament im Bereich solcher Auslegung die bestehenden Spaltungen nicht gelten läßt, sondern in die Gemeinsamkeit des Hörens seiner Botschaft ruft. Umgekehrt hat auch die hitsorisch-kritische Interpretation des Neuen Testaments bisher die konfessionellen Unterschiede nicht

zu überwinden vermocht. Das zeigt, daß heute das entscheidende Problem nicht mehr in der Annahme oder Ablehnung dieser Methode als solcher liegt, sondern in der **Bedeutung, die man dieser Methode für das Ganze der Theologie beimißt.** Nur schon die Erfassung, geschweige denn die Lösung dieses Problems, liegt aber noch in den Anfängen, ja dieses Problem ist über der Fülle historischer Arbeit am Neuen Testament weithin kaum wirklich bewußt geworden. Es ist darum schon viel, wenn es heute in seiner ganzen Tragweite wahrgenommen wird.

Wir kommen an das Problem heran, wenn wir fragen, was die historisch-kritische Bibelauslegung der Theologie im ganzen zu denken aufgibt. Man kann es mit dem Stichwort der **Geschichtlichkeit der Verkündigung** andeuten. Auf sie stößt die historisch-kritische Auslegung in zweifacher Hinsicht. Einmal begegnet ihr schon im Neuen Testament selbst nicht eine Summe von abgeschlossenen Lehren, die unverändert von Gemeinde zu Gemeinde tradiert werden, sondern eine Botschaft, die in jeder neuen Umgebung neu verstanden, angeeignet und formuliert wird, und die schon in der kurzen Zeit der ältesten Gemeinde eine erstaunliche Fülle prägnanter Ausformungen gewinnt. Zum andern wird ihr aber die geistesgeschichtliche Distanz unserer Gegenwart vom Neuen Testament im ganzen bewußt. Unsere Verstehensvoraussetzungen sind weder die eines palästinensischen Judenchristen noch die eines hellenistischen Heidenchristen. Angesichts dieser radikalen Bezogenheit des Neuen Testaments auf seine Zeit und die jeweiligen Hörer seiner Botschaft endet allerdings die historisch-kritische Auslegung in der bedrängenden Frage, inwiefern das Neue Testament nicht nur Botschaft an die damalige Welt, sondern auch an uns sei.

Läßt man sich auf diese Geschichtlichkeit der neutestamentlichen Botschaft radikal ein, dann verbieten sich von selbst alle Versuche, dieser Problematik durch bequeme Auswege zu entgehen. Keinesfalls darf die historisch-kritische Auslegung nur als vorbereitende Stufe der Beschäftigung mit dem Neuen Testament verstanden werden, über die hinaus man dann zu den eigentlichen Sachfragen schreitet. Am vorbehaltlosen Eingehen auf die historisch-kritische Auslegung der Bibel muß es sich heute erweisen, wie ernst es der Theologie und der Kirche mit dem reformatorischen Bekenntnis zur Bibel als der alleinigen Richtschnur des Glaubens ist. Die Theologie kann aus der Problematik, die durch diese höchst konkreten und pointierten Aussagen des Neuen Testaments gestellt wird, aber auch nicht so entkommen, daß sie versucht, aus ihnen ein zeitloses Substrat zu gewinnen, indem sie allerlei Zeitbedingtes und Menschliches von ihnen abstreift, um dahinter ein zeitlos gültiges Gotteswort zu finden. Sie könnte das nur um den Preis, der Konkretheit und Verständlichkeit ihres heutigen Redens tun!

Die Theologie kann die historisch-kritische Auslegung des Neuen Testaments und ihre Ergebnisse nur als Auftrag verstehen, sich ihres eigenen geschichtlichen Standortes bewußt zu werden. Nur indem sie sich entschlossen auf die Gegenwart einläßt, kann ihr das Neue Testament zu einer Botschaft verhelfen, die heute ebenso konkret anspricht wie damals. Es kann hier nur noch angedeutet werden, wie die Theologie in jüngster Zeit versucht hat, die geschichtliche Distanz vom Neuen Testament bei dessen Interpretation in Anschlag zu bringen. Die neuere Diskussion hatte ihren Ausgangspunkt bei der Beobachtung, daß das Neue Testament ein völlig anderes Weltbild voraussetzt als die Gegenwart. Man bezeichnete dieses Weltbild als ein mythisches, weil in ihm die Erde als Schauplatz von übernatürlichen Mächten, Engeln und Dämonen gesehen wurde. Diesem Weltbild stellte man das heutige entgegen, in dem die Erde verstanden wird als Raum des menschlichen Handelns, und für das die wissenschaftlich erfaßbare Gesetzmäßigkeit konstitutiv ist. Weltbilder sind aber nicht wie Kleider austauschbar und darum nicht beliebig zu wählen, sondern gehören schicksalhaft zu einer bestimmten Zeit. Wesentlich ist aber, daß im Neuen Testament auch die Heilsbotschaft notwendig auf dem Hintergrund des damaligen Weltbildes formuliert wurde und insofern mythische Züge trägt. Von daher wurde die Aufgabe der Interpretation des Neuen Testaments heute als **Entmythologisierung** formuliert. Denn das Anliegen des Neuen Testaments ist nicht, das damalige Weltbild heute für verbindlich zu erklären. Vielmehr nötigt die neutestamentliche Botschaft selbst zur Frage, was sie mit Hilfe dieser mythischen Vorstellungen sagen will. Ihr eigentliches Ziel liegt bei der unmittelbaren Anrede und Heilszusage an den Menschen. Nur wenn man fragt, in welcher Weise die menschliche Existenz durch diese Botschaft betroffen ist, stößt man auf das eigentliche Anliegen des Neuen Testaments. Wurde diese Interpretationsaufgabe durch das Stichwort Entmythologisierung mehr nach ihrer negativen Seite formuliert, so bezeichnete man denselben Versuch nach seiner positiven Seite als **existentiale Interpretation.** Die Bezeichnung deutet an, daß eine solche Auslegung ihre Aufgabe nicht für erledigt hält, wenn sie die neutestamentlichen Vorstellungen aus dem Text erhoben hat, sondern daß sie in ihnen diese Anrede an die menschliche Existenz herauszuarbeiten hat.

Die Forschung ist bei den hier angedeuteten Problemen noch keineswegs zu fertigen Resultaten gekommen. Sie ist vielmehr erst dabei, die mit dem Stichwort der Entmythologisierung angeschnittenen Fragen in ihrer ganzen Tragweite zu begreifen und grundsätzlich durchzudenken. Das geschieht heute in der sogenannten **Hermeneutik,** der Lehre vom Verstehen, die sich umfassend mit dem Wesen des Verstehens, der Auslegung, des Textes und der Sprache befaßt.

Peter Siber

Kenner kennen KENT

Nur KENT besitzt den neuen Micronite-Filter!

King Size und Box Fr. 1.20

Apotheke Oberstraß Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

Enorm billig

Scotch-Tonbänder
Polyester
Doppel- u. Langspiel

mind. 40 % Rabatt
Prompter Versand

Zürich Institut **Minerva**

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Maturität Handelsschule
ETH Arztgehilfinnenschule

Coiffeur E. Hotz

Zürich 1
Rindermarkt 19

Für Studenten
Ermäßigung Haarschneiden
ausgenommen am Samstag

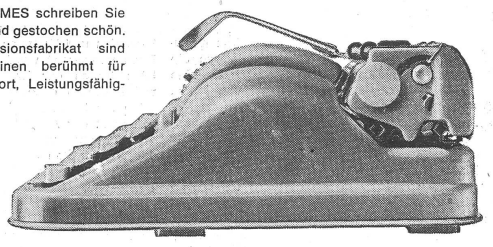
Dienstag den ganzen Tag geschlossen

TABAK Schrämli das alte gute Spezialgeschäft beim Poly

HERMES

Portable Modelle ab Fr. 285.–
Miete / Tausch / Teilzahlung

Auf einer eigenen HERMES schreiben Sie beschwingt, mühelos und gestochen schön. Als Schweizer Präzisionsfabrikat sind HERMES-Schreibmaschinen berühmt für optimalen Schreibkomfort, Leistungsfähigkeit und langjährigen Strapaziergebrauch.



August Baggenstos ZÜRICH 1

Waisenhausstraße 2 Laden: Uraniastraße 7, bei der Urania Telephon 25 66 94

SCHWEIZERISCHE BEWACHUNGS-GESELLSCHAFT SECURITAS

Wächter

Für Dienste während der

Schweizer Mustermesse

vom 11. bis 21. April 1964 suchen wir Wächter

Beschäftigungsmöglichkeit: 8 bis 9 Stunden pro Tag von anfangs bis Ende April 1964.

Bedingungen: Schweizer Bürger, einwandfreier Leumund.

Honorierung: Nach neuen Ansätzen.

Anmeldung an:
SECURITAS AG, Filiale Basel, Steinentorstraße 11, Telephon (061) 24 59 24

Die Jobsiade

Fortsetzung von Seite 16

Auch in allen übrigen Stücken wußt' er
Zu geben allen seinen Amtsbrüdern ein Muster
Der Tugend und der Rechtschaffenheit,
Der Weisheit und der Gelehrsamkeit.

Waren etwa irgend Streitigkeiten,
So suchte er gleich Frieden zu verbreiten,
Schlichtete Prozesse bald, und so entriß
Er den Advokaten manchen fetten Biß.

Die Kranken suchte er bestmöglichst allenthalben
Abzuhalten von Pfuschern und Quacksalben,
Gab oft selbst Hilfe durch Diät an,
Oder wiese sie zu 'nem studierten Mann.

Vom Aberglauben und Alfanzereien
Suchte er die Ohnwitzer besonders zu befreien,
Und es währte daselbst keine volle zwei Jahr,
Daß weder Hexe noch Gespenst mehr da war.

Aber nicht nur um Alte, sondern auch nicht minder
Um die ehmals verwahrlosete Jugend und Kinder
Gab er sich unbeschreibliche Müh'
Und bildete zur Tugend und Weisheit sie.

Ehren Jobs befand sich immer im Wohlstande
Und ward bald berühmt im ganzen Lande,
So daß manche ansehnliche Stadt
Ihn zum Pfarrer verlanget hat.

Aber er schlug aus alle Vokationen,
Entschloß sich, bis ans Ende zu Ohnwitz zu wohnen,
Und bleibet auch, seinem Entschlusse getreu,
Bis auf die jetzige Stunde dabei.

Er hätte auch schon können werden Professer;
Aber er steht sich als schlichter Pfarrer weit besser,
Weil meistens ein Professoriat
Viel Arbeit und wenig Einkünfte hat.

In manchem gedruckten, gut rezensierten Werke
Bewies er in der Gelehrsamkeit seine Stärke;
Jedoch schrieb der Autor Hieronymus
Aus Bescheidenheit immer als Anonymus.

Von seinem ehemaligen A-b-c-buche waren
In Ohnewitz noch hie und da Exemplaren;
Diese kaufte er, wo er sie fand,
Und opferte sie dem Vulkan zur Hand.

Wollten manche Autoren sich dies wohl merken
Und ebenso thun mit ihren frühern Werken,
So handelten sie wahrlich weislich und klug,
Denn man hat der elenden Bücher genug.

Seine Mutter hat leider nur vier Jahre
Vergnügt durchlebt bei ihm auf der Pfarre,
Und er hat immer als ein treuer Sohn sie
Geliebt und gepfleget spat und früh.

Sie war sehr geplagt mit hysterischen Schmerzen,
Hatte öfters Drücken am Magen und Herzen,
Und längst schon traf man kein'n einzigen Zahn
In ihrem Munde zum Beißen mehr an.

Drum verschlang sie meist die Speisen ungekauet,
Diese wurden also nicht gehörig verdauet;
Das erregte nun manche Indigestion,
Und Wassersucht war endlich die Folge davon.

Sie hätte gerne noch länger hier geweilet,
Aber der Sensenmann hat mir ihr geeilet,
Und weil es dann nicht anders konnte sein,
So schlief sie als 'ne gute Christin ein.

Seine Schwester geht jetzt im dreiundzwanzigsten Jahre
Und ist noch immer bei ihm auf der Pfarre,
Sie liebt ihn und hält ihm trefflich Haus,
Sieht auch noch immer schön blühend aus,

Ist gefolglich zum Heiraten nicht verdorben;
Deswegen haben viel Freier um sie geworben,
Aber sie fand noch keinen bequem,
Daß sie ihn zu ihrem Manne nähm'.

Einige wollen unmaßgeblich meinen,
Als thät's manchmal nicht undeutlich scheinen,
Daß der junge Herr Baron von Ohnewitz hätt'
Absicht auf sie fürs Ehebett.

Wenigstens ist sie sehr gut von ihm gelitten
Und hat wegen ihrer Artigkeit und guten Sitten
Es auf dem freiherrlichen Ohnwitzer Schloß
Auch beim Herrn und der gnädigen Frau gar groß.

Uebrigens ist gewiß, daß in keinem Dorfe nirgends
Weder im römischen Reiche noch sonst irgends,
So gute und vernünftige Leute sind,
Als man sie jetzt zu Ohnewitz find't.

Da sieht man, wie schön eine geistliche Herde
Unter guter Anführung gebildet werde;
Indeme hier das Sprichwort eintraf:
Wie der Hirte ist, so ist das Schaf.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Ich kann mich mit der Geschichte von Hieronymi Leben
Dermalen nun nicht weiter abgeben,
Sondern lasse ihn im vergnügten Besitz
Der schönen Pfarre zu Ohnewitz.

Sintemal wider jedes Denken und Verhoffen
Im zweiten Teile alles besser eingetroffen,
Als es vormals im ersten Teile geschah;
Denn nun ist die Erfüllung von allem da,

Was der Traum der Frau Jobs ihr geprophezeiet
Und Frau Schnepperle gephysiognomeiet
Und Frau Urgalindine gesaget wahr,
An allem fehlt nicht ein einziges Haar.

Ob noch ein dritter Teil künftig werde erscheinen,
Will ich weder bejahen noch verneinen;
Doch glaub' ich, ein geehrtes Publikum hat
An den zwei Teilen schon genug und satt.

Sonst läßt sich von Herrn Jobs künftigem Betragen
Noch manches teils Lustig's, teils Ernsthaftes sagen,
Welches ich mir dann auch in der Still'
Zum möglichen Gebrauch notieren will.

Da könnte es mir dann auch vielleicht gelingen,
Seine Schwester Esther gut unterzubringen;
Auch machte vielleicht der Franken Revolution
Bei seinem Schicksale eine Diversion.

Kurz, an Stoff zum Lügen und zum Erzählen
Würde es mir schwerlich auch künftig nicht fehlen,
Und zu einem solchen Knittelgedicht
Gehört auch eben kein Kopfbrechen nicht.

Schluss

Studentische Weltrekorde

Kürzlich berichtete der Tages-Anzeiger über die neuen Weltrekorde, aufgestellt von englischen Studenten. So übernahm John Lawless den Weltrekord im Händeschütteln, der bisher auf 11 349 gestanden hatte, indem er an einem Tag in London am Oxford Circus genau 12 000 Leuten die Hand schüttelte. Hoffentlich hat er sich nicht verzählt. Ich möchte jedenfalls nicht in einem Tag auf 12 000 zählen, fehlerlos schon gar nicht.

In Manchester fiel ein weiterer Weltrekord. Es gelang dort vier Studenten, ein Klavier mit Vorschlaghämmern innert zwei Minuten und 20 Sekunden so zu zertrümmern, daß die Bruchstücke nicht mehr höher als sieben Zentimeter waren. Früher betrug die Rekordzeit 4 Minuten. Wirklich bemerkenswert, eine akademische Leistung. Aber wir wollen einen weiteren Weltrekord erwähnen, der nicht von einem englischen Studenten, sondern von unserem Kommilitonen Hans-Jörg Bischof, bekannt als langjähriger KOSTA-Präsident, gehalten wird. Es ist der Weltrekord im Dauer-Tramfahren. Seine Rekordfahrt dauerte 20 Stunden und 17 Minuten. Es dürfte schwierig sein, auch diesen Rekord zu brechen. Vielleicht läßt sich jemand finden, der so viel Idealismus aufbringt, sich einen Weltrekord etwas kosten zu lassen. Der könnte nämlich ein Tram mieten, um darin gerade volle 24 Stunden fahren zu können. Das wäre dann wenigstens einmal ein Weltrekord, der nur noch egalisiert werden kann und nicht mehr plump überboten.

BG

Der höhere Mensch wird durch Anhören einer solchen Musik einen rechten Drang verspüren, über die Musik und die Gepflogenheiten der Alten, die Pflege des individuellen Lebens und die Ordnung des Gemeinschaftslebens zu sprechen. Das sind die hauptsächlichsten Gefühlsinhalte der alten Musik. Bei der neuen Musik aber biegen die Leute ihre Leiber, während sie sich vor- und rückwärts bewegen, es gibt eine Flut unanständiger Töne ohne Form und Beherrschung, und die affenartig gekleideten Gaukler und Zwerge mischen (oder: mischen sich in) die Gesellschaft der Männer und Frauen, als wüßten sie nicht, wer ihre Eltern oder Kinder waren. Am Ende einer solchen Vorstellung ist es ganz unmöglich, über Musik oder über die Gepflogenheiten der Alten zu sprechen. Das ist der hauptsächliche Gefühlsinhalt der neuen Musik.

»Ein vornehmer Herr achtet vor allem auf drei Dinge: In der Jugend, wenn sein Blut stürmisch ist, achtet er auf sein Verhältnis zum anderen Geschlecht; als Erwachsener, mit vollem Blut, achtet er darauf, nicht in Kämpfe verwickelt zu werden. Im Alter, wenn sein Blut dünner wird, achtet er auf sein Geld.« (Ein junger Mann liebt die Frauen; ein reifer Mann liebt den Kampf; ein alter Mann liebt das Geld.)

»Der höhere Mensch ist duldsam gegen die Ansichten der anderen. Aber er schließt sich ihnen nicht ganz an; der niedere Mensch ist ganz der Meinung der anderen, aber er ist nicht duldsam.«

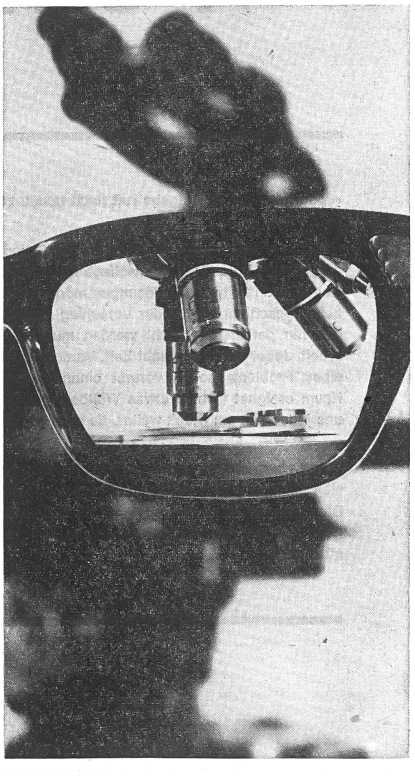
»Der höhere Mensch tadelt sich selbst; der niedere Mensch tadelt die anderen.«

»Der höhere Mensch geht ohne vorgefaßten Plan und ohne Tabu durch sein Leben. Er bestimmt nur im gegebenen Moment, was richtig ist.«

»Frauen und ungebildete Menschen sind schwer zu behandeln. Ist man vertraulich mit ihnen, werden sie frech; beachtet man sie nicht, sind sie beleidigt.«

aus: Khung Futse, 551—479 v. Chr.

präzision



Das Vertrauen Ihrer Kunden wird durch Ihr fachliches Können und die Qualität der von Ihnen angebotenen Erzeugnisse bestimmt.

Die Leistung führender Wissenschaftler, die Erfahrung qualifizierter Fachkräfte, exakte Fertigungskontrollen, begründen das Vertrauen der Öffentlichkeit zur Marke ZEISS.

Generalvertretung für die Schweiz

GANZ Optar AG
ZÜRICH
Bahnhofstr. 40 Tel. (051) 251675

CARL ZEISS, Oberkochen/Württ.

CARL ZEISS Das Zeichen weltberühmter Optik

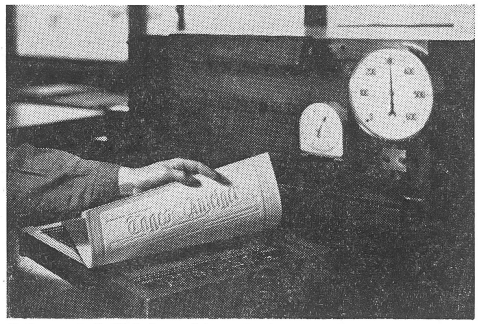
Mit Verboten ist es nicht getan!

Nachgerade kann man sich ein Bild darüber machen, welches die »Maßnahmen« sind, mit welchen unsere Behörden die Konjunkturüberhitzung dämpfen möchten.
Sieht man den Maßnahmen-Katalog der Reihe nach durch, fällt sofort auf, daß mit Amts- und Staatsgewalt eine ganze Menge Dinge **verboten** werden können: Ausländer dürfen kein Geld mehr in der schweizerischen Wirtschaft anlegen, Banken und andere Geldgeber sollen nicht mehr nach freiem Willen Kredite gewähren dürfen, gewisse Bauten sind zum vornherein verboten, die übrigen sind, mit wenigen Ausnahmen, bewilligungspflichtig. Der Zuzug von Fremdarbeitern wird gedrosselt. Und damit basta. Hat man die Liste dessen, was verboten ist, hinter sich, ist man auch am Ende der »Maßnahmen« angelangt. Von irgendwelchen positiven Vorkehren — mit einer bedenklichen Ausnahme, auf welche wir noch zurückkommen — hört und sieht man nichts.
Jeder, der in der Wirtschaft tätig ist, ganz gleichgültig, ob als Unternehmer oder als Angestellter, weiß aus eigener Erfahrung, daß man mit Verboten allein nichts ausrichtet. Allerdings braucht es zu aufbauenden, produktiven Maßnahmen etwas mehr Phantasie und auch mehr Mut, als zum Aufstellen von Verbotstafeln.
Was uns am heutigen Wirtschaftsgeschehen Sorge bereitet, ist ja nicht die sehr gute Konjunktur, sondern die Hand in Hand damit auftretende **Geldentwertung.** Deren Ursache braucht man nicht hinter dem Mond zu suchen. Sie liegt in der nachgewiesenen Tatsache, daß die Löhne und Einkommen **schneller** gestiegen sind, als die Produktivität unseres Wirtschaftsapparates. Auf eine etwas simple Formel gebracht, könnte man sagen, daß die Schweizer als Gesamtheit mehr konsumieren als sie herstellen. Das gestörte Gleichgewicht kann nach dem gesunden Menschenverstand nur auf zwei Arten wieder hergestellt werden: **Weniger konsumieren oder mehr produzieren.**
Die vorgeschlagenen Maßnahmen gehen aber zum Teil darauf hinaus, die nationale Produktion zu drosseln. Das Mißverhältnis zwischen Einkommen und Konsum einerseits und Produktion andererseits wird noch größer werden. Die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, daß am Ende der Operation die Geldentwertung **noch schlimmer** sei als heute, obwohl man vorgibt, das Umgekehrte erreichen zu wollen.
Auf was für widerspruchsvollen Wegen man in »Bern« wandelt, ersieht man aus folgendem: Mit den vorgesehenen Verboten wird man es fertig bringen, daß die größten Wohnungsproduzenten die Neuerrichtung von Wohnbauten werden einschränken müssen; gleichzeitig spricht man aber im Bundeshaus von einer Monster-Subventionsvorlage zwecks »Förderung« des Wohnungsbaues!
Wir maßen uns nicht an, gescheiter zu sein als andere Leute und über Allheilmittel zu verfügen, aber es will uns scheinen, daß man statt in einem **tumultähnlichen Verfahren** eine Kriegs- und Verbots-Wirtschaft einzuführen ernstlich, gründlich und ruhig über die Möglichkeiten reden sollte, das **Richtige** zu tun. Wenn schon die Produktion nicht ausgeweitet werden kann, ist eine Konsumdrosselung unausweichlich. Sind die Gewerkschaften bereit, mit den Unternehmern über eine umfassende Stabilisierung der Löhne, Preise und Arbeitszeit verbindliche Abreden zu treffen? Sind die Gewerkschaften bereit, während der Dauer der Notmaßnahmen zwei Wochenstunden mehr zu arbeiten, um den Ausfall an Gastarbeitern auszugleichen? Sollte nicht das **Sparen** in ganz anderer Weise attraktiv gestaltet werden, als es heute geschieht, um den täglichen Verbrauch zu vermindern und andererseits genügend **schweizerisches** Kapital frei zu setzen für den **Wohnungsbau** und andere Investitionen? Wie wäre es mit massiven Steuervergünstigungen auf Geld, das Private und Unternehmungen sparen, statt es zu verbrauchen? Die Fragen können beliebig vermehrt werden.
Bevor solche und andere Probleme nicht ernsthaft studiert und gelöst sind, besteht aller Grund, der geplanten Vollmachten-, Kriegs- und Verbotswirtschaft mit dem **größten Mißtrauen** zu begegnen.

Trumpf Buur

Aktion für freie Meinungsbildung, Zürich 32

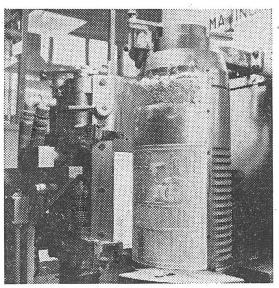
WIE EINE ZEITUNG ENTSTEHT



Soeben wurde die Titelseite geprägt . . .

Die Stereotypie

Für den Druck des Tages-Anzeigers können wir den in der Setzerei zusammengestellten Satz noch nicht gebrauchen. Wir benötigen dazu nicht flache, sondern halbrunde Druckplatten, die auf die Zylinder der großen Rotationsmaschinen aufgespannt werden können. Die Stereotypie stellt diese Rundplatten her.



Rundstereo mit Anguß kurz nach dem Gießen

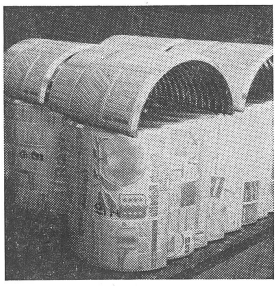
Rundstereos: Vorerst müssen von den in flachem Satz vorliegenden Seiten Matern geprägt werden. Die Mater ist ein Abdruck der Seite in einen Spezialkarton. Wir prägen diese Matern in Pressen mit einem hydraulischen Druck von ca. 300 Tonnen. Damit der Abdruck einwandfrei wird, hat die Mater einen Feuchtigkeitsgehalt von 20-30%. Nach ca. 3 Minuten ist die Mater geprägt. Die spiegelverkehrt gesetzte Seite wird durch diese Duplikatherstellung auf der Mater wieder normal lesbar. Die Biegsamkeit der Kartonmater gibt uns nun die Möglichkeit, die benötigten halbrunden Stereotypieplatten herzustellen. Die Mater wird getrocknet, beschnitten und sofort halbrund gekrümmt in einen Gießautomaten gespannt. Der Stereotypeur läßt flüssiges Blei in die Form fließen. In 25-30 Sekunden ist das Blei erstarrt und die nun halbrunde Bleiplatte wird automatisch ausgestoßen. Sie ist noch heiß und besitzt einen sogenannten »Anguß«, der abgeschnitten werden muß.

In der modernen, automatischen Bearbeitungsmaschine wird die Platte auf das richtige Format gefräst, gebohrt und mit Wasser gekühlt. Nun kann das fertige Rundstereo auf einen Zylinder der Rotationsmaschine aufgespannt werden.

Täglich gießt die Stereotypie 240-380 Druckplatten. Ist der Tages-Anzeiger fertig gedruckt, können die Platten wieder eingeschmolzen werden. Die Erfindung der Rundstereotypie ist aus der Zeitungsbranche nicht mehr wegzudenken, ermöglicht sie uns doch erst eine hohe Druckgeschwindigkeit auf der Rotationsmaschine.

Flachstereos: Die Aufgabe der Stereotypie ist mit der Herstellung der halbrunden Druckplatten noch nicht erfüllt. Viele Inserenten stellen uns anstelle eines Originalklischees eine Kopiermater zu. Unsere Stereotypie stellt davon einen flachen Abguß her, der vom Inseratensetzer anstelle des Klischees verwendet werden kann. Die gelieferten Matern müssen allerdings vor dem Abgießen »ausgelegt« werden. Auf der Vorderseite der Mater sind die druckenden Stellen eingeprägt; die nichtdruckenden Stellen weisen auf der Rückseite einen Hohlraum auf. Dieser wird nun »ausgelegt«, d. h. mit Filzstreifen, die aufgeklebt werden, ausgefüllt, damit das schwere Blei diese Stellen nicht eindrückt. Auch diese Matern müssen gut getrocknet werden. Um zu vermeiden, daß beim Ausgießen das Blei unter die Mater läuft, wird am oberen Rand über die ganze Breite ein Papierstreifen geklebt, der das Blei über die Mater führt. Der so entstandene Ausguß (oder auch Abguß) wird nun auf die richtige Höhe von 1 Cicero (=4,51mm) gehobelt, die nichtdruckenden Stellen werden noch etwas tiefer ausgefräst. Dieser »Materndienst« wird immer mehr beansprucht, weil eine Kartonmater viel leichter ist als ein Klischee und deshalb auch besser spediert werden kann. Für heikle Sujets, wie z. B. fotografische Abbildungen im Inserat, ist eine Mater jedoch nicht so gut geeignet, da die Druckqualität durch das mehrfache Prägen eine Einbuße erleidet. Ein weiterer Arbeitsvorgang, der in der Stereotypie erledigt wird, ist das Montieren der uns gelieferten Klischees. Diese sind zwei Millimeter dick und müssen auf Schrifthöhe gebracht werden. Dazu klebt man sie auf eine Bleiunterlage, die genau der gewünschten Höhe entspricht.

Es sind Bestrebungen im Gange, das Blei durch thermoplastische Kunststoffe zu ersetzen, doch vorläufig ist das Bleiguß-Verfahren noch am schnellsten und rationellsten.



Rundstereos zum Aufspannen auf die Zylinder

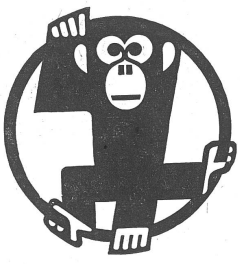
Kleiner TA-Quiz

1. Wie schwer ist eine Rundstereo-Platte?
2. Wieviel Personal benötigt unsere Stereotypie?
3. Wieviele Zeitungen können höchstens von einer Rundstereo-Platte gedruckt werden?
4. Wie hoch ist die Temperatur des flüssigen Bleis im Gießautomat?

Auflösung Quiz: 1. Eine Rundstereo-Platte hat ein Gewicht von ca. 12 kg. — 2. In dieser Abteilung sind 25 Leute beschäftigt. — 3. Mit einer Rundplatte werden 40 000 Exemplare gedruckt. — 4. Das flüssige Blei hat eine Temperatur von 300 °.

Der — — Ihre Zeitung!

Erholung - Entspannung - Belehrung



Zoo Zürich

Speziell günstige Studenten-Abonnements
Fr. 5.50
gültig bis und mit Ostern 1965

Erhältlich an der Zoo-Kasse. Der Zoo ist jeden Tag im Jahr geöffnet; im Sommer von 8 bis 18.00 Uhr.

POLITIK

»Jede gemeisterte Aufgabe ruft nach neuen zu lösenden Problemen.«

Möglicherweise ist aus diesem Satz der Grund ersichtlich, warum sich die jungen Leute für Politik vielfach nur noch lau interessieren. Darum weil einfach keine Patentlösungen möglich sind. Weil nichts Sensationelles geschieht. Weil jeder Vorschlag abgewogen und auf seine Folgen hin genau untersucht werden muß. Politik ist mühsame Kleinarbeit. Jeder Schritt braucht Zeit. Verschiedene Lösungsmöglichkeiten eines Problems sollen vorerst einander gegenübergestellt werden. Kaum ereignet sich je etwas Weltbewegendes. Aber trotzdem bringt uns jeder Tag ein Stück weiter. Es **geht** vorwärts!

Damit aber, **daß** es vorwärts gehe, braucht es Helfer. Menschen, die sich mit ihrer ganzen Kraft und ihrem Idealismus für ein Ziel einsetzen. Damit eben dieses Ziel — vielleicht verändert, den Verhältnissen angepaßt — als ein weiterer Schritt nach vorn, unserer Gemeinschaft nützlich sei.

Landesring der Unabhängigen
Standesring Zürich